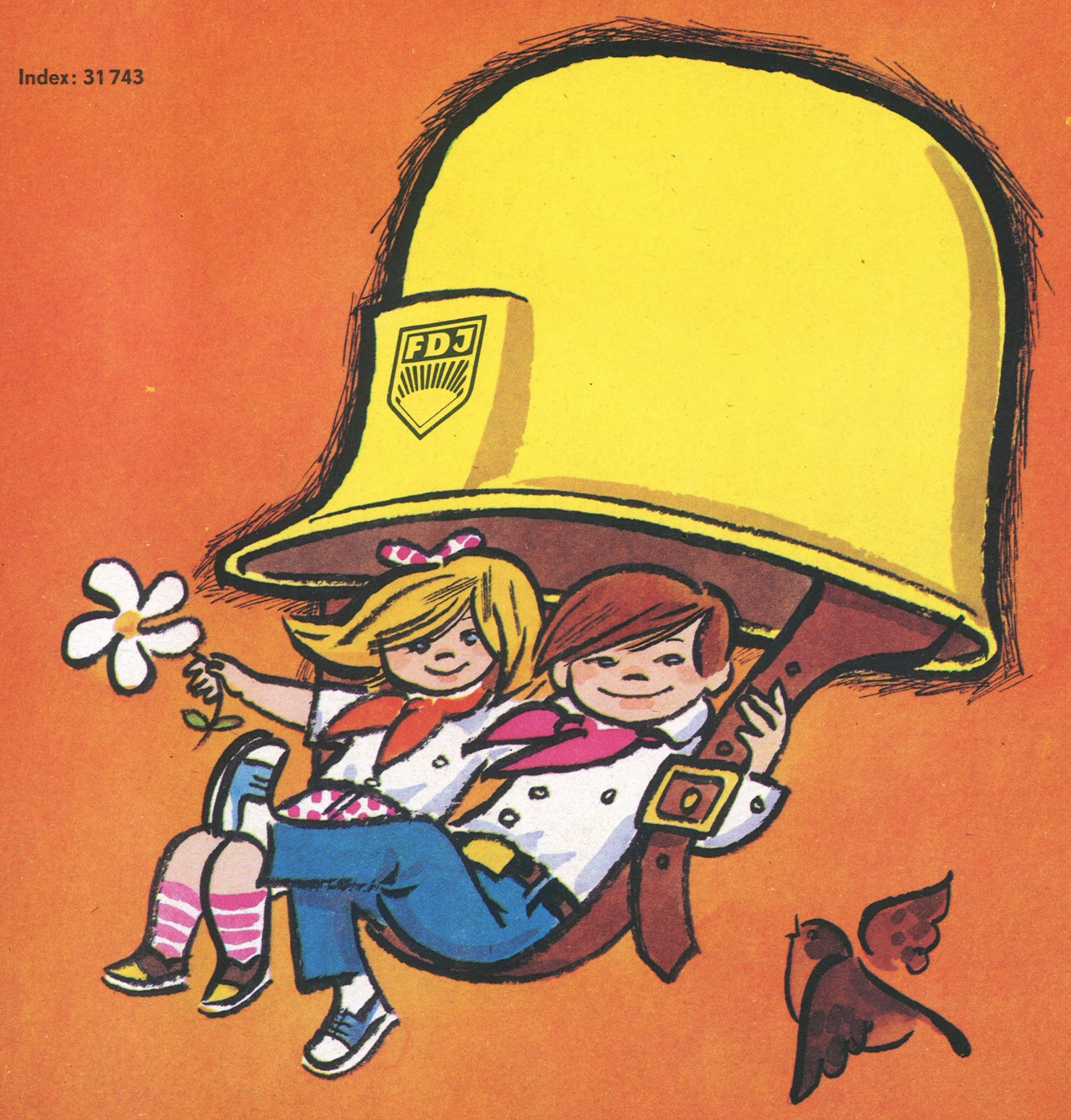
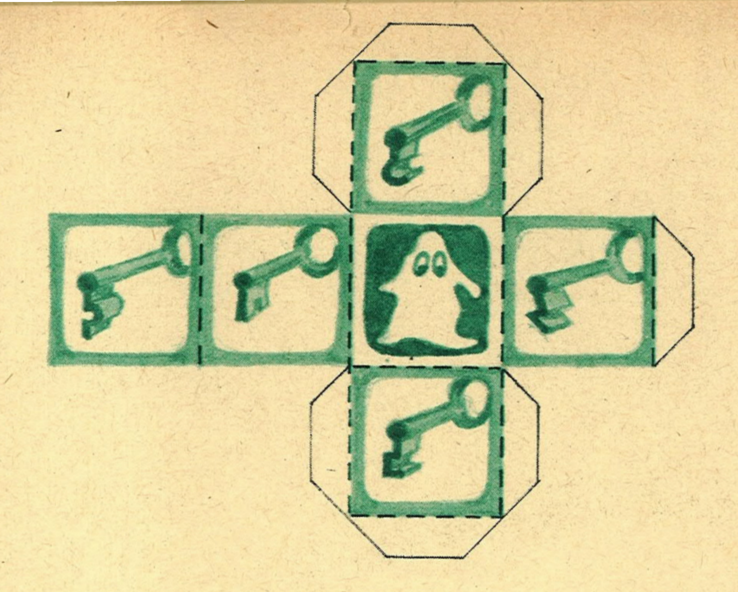
FRÖSI 4/81

PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR / PREIS 0,70 M

Index: 31 743



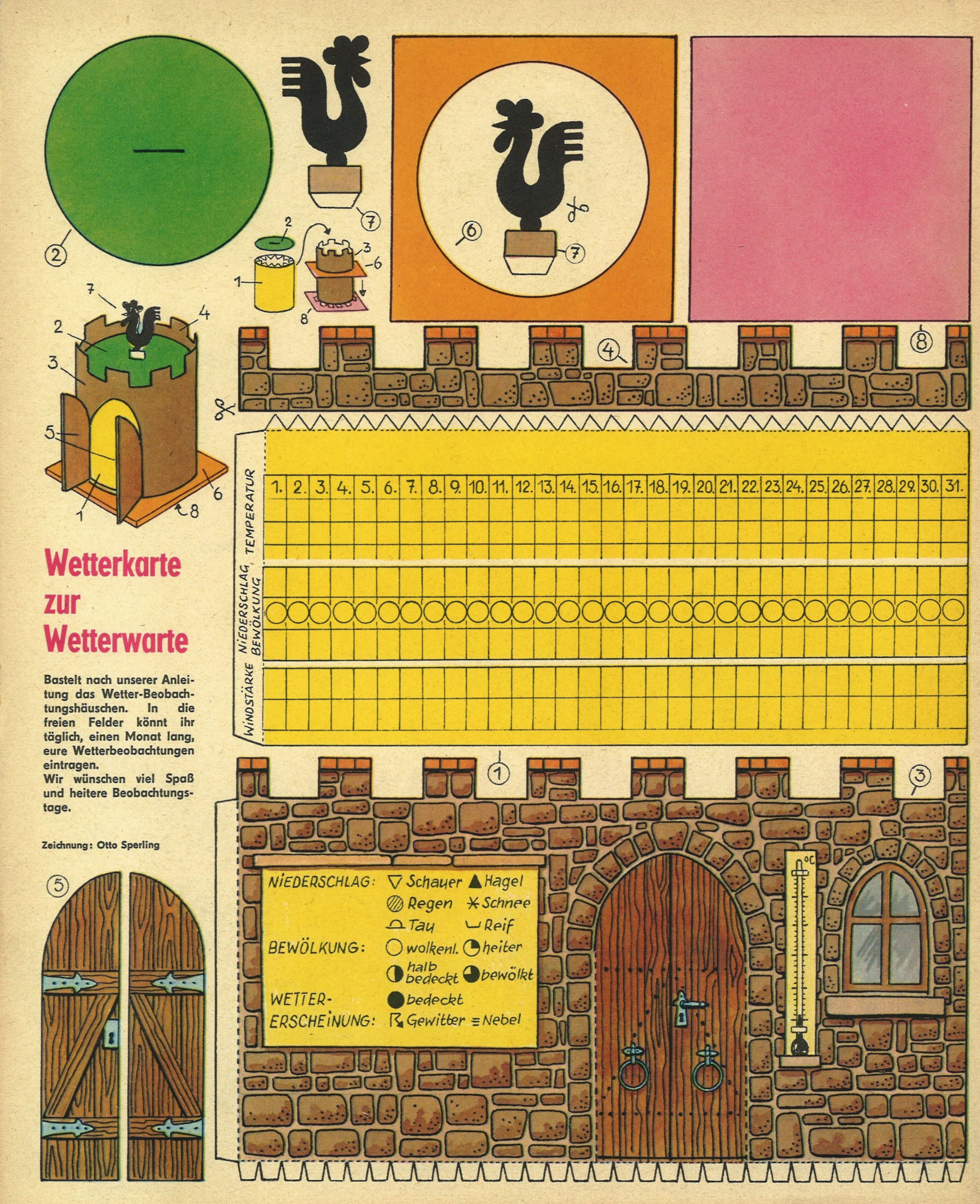


Sechs Schlösser im Schloß

An diesem Schlüssel-Spiel können sich zwei bis sechs Mitspieler beteiligen. Ihr benötigt für jeden, der mitmacht, eine andersfarbige Halmafigur und für alle zusammen einen Würfel. Den oben abgedruckten Würfel schneidet ihr aus, falzt ihn an den gestrichelten Linien und klebt ihn zusammen.

Nun kann das Spiel beginnen. Es wird abwechselnd gewürfelt und die entsprechende Zahl gesetzt. Das Spielfeld vor jedem Schlüsselloch muß durch einen direkten Wurf erreicht werden (Beispiel: Der Spieler steht zwei Felder vor dem Schlüsselloch, mit einer 2 erreicht er das Feld direkt, jede höhere Zahl darf er nicht setzen). Ist er auf




Wetterkarte zur Wetterwarte
Bastelt nach unserer Anleitung das Wetter-Beobachtungshäuschen. In die freien Felder könnt ihr täglich, einen Monat lang, eure Wetterbeobachtungen eintragen.
Wir wünschen viel Spaß und heitere Beobachtungstage.
Zeichnung: Otto Sperling
TEMPERATUR
NIEDERSCHLAG BEWÖLKUNG
WINDSTÄRKE
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31.
NIEDERSCHLAG: Schauer Hagel
Regen Schnee
Tau Reif
BEWÖLKUNG: wolkenl. heiter
halb bedeckt bewölkt
bedeckt
WETTER-ERSCHEINUNG: Gewitter Nebel
°C

FRÖSI 4/81

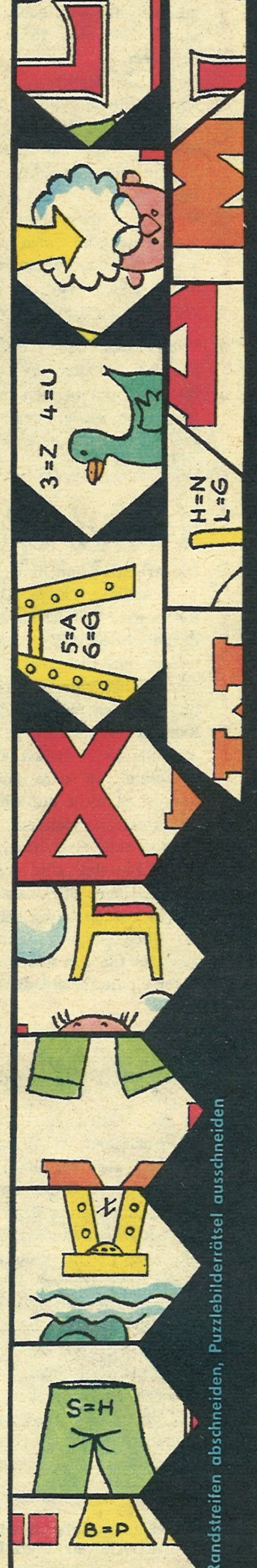
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

PREISAUFGABE

WAS WAR WANN?

PREIS-REISE-SCHECK

BIST AUCH DU DABEI ?



Zeichnungen: Richard Hambach

Heute letzte Knobelstunde in der Riesen-Rätsel-Rate-Runde

Zwei Preisfragen auf einer Seite. Und Tüte hat bereits drei Preisknüller auf der Schulter – den Koffer, und ... aber halt, hier verrät euch die beiliegende Folie mehr.

Bevor wir ans Preiseverteilen gehen, sind natürlich die beiden Aufgaben zu lösen.

Schneidet zunächst den Randstreifen ab, puzzelt das Bild zusammen und löst das Bilderrätsel. Das gefundene Lösungswort schreibt auf eine Postkarte und schickt sie bis zum 15. Mai 1981 an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Riesenrätsel Nr. 8.

Aber nun hergehört und mitgemacht, aufgeklebt und nachgedacht! Mit dem heutigen Bilderrätsel haltet ihr die Lösung für das gesamte Riesen-Rätsel in den Händen. Klebt das Bild in das letzte freie Feld der Posterrückseite aus „Frösi" 9/80. Nun lest hintereinander alle in den roten Feldern stehenden Buchstaben.

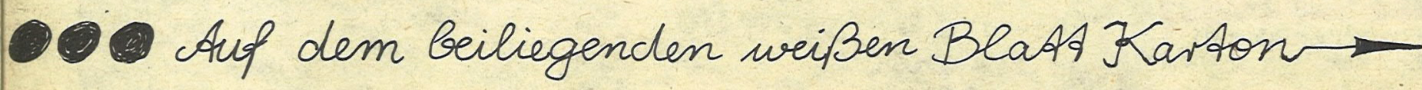
Das ist des Pudels Kern – des Riesen-Rätsels Lösung!

Aufschreiben und abschicken, aber bald! So einfach ist das.

Jeder, der acht Monate lang durchgehalten hat, kann sich nun schon mal auf die Schulter klopfen, denn er hat große Chancen, einen der vielen, vielen Preise zu gewinnen. Eine Fahrt mit „Frösi" auf dem Riesenrad im Berliner Kulturpark, Blick durchs Riesenfernrohr in der Berliner Archenhold-Sternwarte, Eisessen mit „Frösi" auf dem Berliner Fernsehturm.

Unsere Anschrift auch hier: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Unser Kennwort: Rätsel-Knüller. Einsendeschluß: 15. Mai 1981.

Wir warten auf eure Postkarte!



Stroh-Blumiges



Habt ihr schon nach eurem Strohblumenbeet gesehen? Ihr wißt doch, im März kam zu euch mit „Frösi" eine ganze Samentüte ins Haus geflattert.
Aufschrift: Helichrysum bracteatum = Gartenstrohblume. Wenn ihr den Samen wie kluge Gärtnersleute in den Boden gebracht und gut gepflegt habt, müßten im Juli, August und September viele bunte Blüten zu sehen sein.
Damit ihr schon heute eure kleinen und großen Freuden an ihnen habt, verraten wir euch als Vorschußlorbeeren, sozusagen für besonderen „Pflegefleiß", einige Basteltips. Sicher regen sie euch zu neuen Soli-Basar-Ideen an.

Strohblumen haben übrigens d i e Besonderheit: Sie behalten ihr farbiges Aussehen auch im Alter und bleiben bei liebevoller Behandlung jung wie am ersten Tag.

CHRISTAMARIA FIEDLER

Strohblumenbasteln

„STROHBLUMENBASTELN FÜR UNSERE KLASSE!"
Groß hat es Grit an die Tafel geschrieben,
kommen wollten ja eine Masse –
schließlich waren wir sieben.
Natürlich haben wir
erstmal geguckt;
aber dann in die Hände gespuckt!
Wir dachten, das kann doch nicht schwer sein!
Von wegen!
Schönschrift ist, ehrlich mal, gar nichts dagegen!
Die roten und gelben und herbstbraunen Dinger
verlangen Geduld und behutsame Finger,
soll'n sie all das Stecken und Binden und Kleben
gesund überleben.
Auf Bälle, die Fips, der Spitz unserer „Latte",
trotz wahren Bemühens nicht kleingekriegt hatte,
schob Gabi mit Hilfe von Stecknadelköpfchen
Strohblumenschöpfchen
um Strohblumenschöpfchen.
Sie raschelten fröhlich in ihren Händen,
um Schmuckwerk zu werden
an Fenstern und Wänden.
Karsten, Marina, Sophia und Klaus
banden den großen Lehrertischstrauß.
Da wußt's jeder besser im Vierergedränge!
Utes Gehänge,
die Makramee-Arbeit, die sie uns spendierte,
erhielt einen Tuff:
o, Vater, das zierte!
Wir werkelten schätzungsweise bis sechs,
am Ende waren wir selber perplex.
Die Klasse erschien uns verzaubert; so heiter!
Und die Kugeln im Fenster, die schwangen verwegen.
Und am andern Tag sagten die andern verlegen:
Eh, sagt mal,
wann macht ihr denn weiter?

Wandschmuck:

Die Arbeit beginnt mit einer Luftmaschenreihe in beliebiger Länge. Die zweite und dritte Reihe wird mit festen Maschen gehäkelt und daran schließt sich eine Reihe Stäbchen an und wieder ein bis zwei Reihen feste Maschen. Die Reihenfolge der festen Maschenreihen und Stäbchen sowie die Größe der Häkelarbeit kann unterschiedlich sein.
Auf alle Fälle ordnet einige bunte Strohblumenblüten in eure Häkelarbeit ein. Dabei kommt es nicht auf die Vielzahl der Blüten an, sondern vielmehr auf eine recht geschmackvolle Gestaltung. Am geeignetsten für diese „Bastelei" sind Strohblumen mit besonders kleinem Stiel. Ansonsten müßt ihr die Blüten mit ein wenig Leim aufkleben. Probiert es! Übrigens, wäre eine solche Arbeit nicht geeignet für den nächsten Solidaritätsbasar in eurer Pionierfreundschaft?

Strohblumenball:

In einen alten, luftziehenden Gummiball in gleichmäßigen Abständen Löcher einstechen und noch nicht vollständig abgetrocknete Strohblumen mit ca. 3 cm langen Stielen bereitlegen. Nunmehr mit einer Stricknadel die vorgestochenen Löcher erweitern und mit der anderen Hand die Stiele der Strohblumen hineinstecken. Das ganze wird solange praktiziert, bis vom ursprünglichen Ball nichts mehr zu sehen ist. Zum Schluß könnt ihr die Blüten von der Unterseite her mit ein wenig Leim am Ball befestigen. Mit einem langen Seidenband oder einer Schleife versehen, ist der Strohblumenball ein ganz besonders dekorativer Fensterschmuck und gehört ebenfalls auf euren nächsten Solibasar.



Fotos: Günter Simon (1), Herbert Schier (1)
Bastelideen: Steffi Findeisen

Brief nach Vietnam

Freunde, ich liebe Euch sehr!
Nichts, was uns je trennen kann:
Kein Unglück, kein Feind, kein Gebirge, kein Meer –
ich bleib Dir nah, Vietnam.

Märchenbucht von Ha Long,
Mekong und Roter Fluß –
von Tien Giang bis hin nach Hai Phong,
Euch und dem Land meinen Gruß!

Reifen soll Euch der Reis,
mild sei Euch jeder Monsun,
daß belohnt sei die Müh und der Fleiß –
wir woll'n das Unsere tun.

Herr im Land sollt Ihr sein –
Feinden ein Dien Bien Phu! –
Kinder und Büffelchen sollen gedeihn,
eiserne Büffel dazu.

Noch seid ihr arm, aber reich
ist Euer Land, es wird blühn,
denn Ihr seid fleißig und tapfer zugleich,
fröhlich und zart und doch kühn.

Ihr habt den Riesen besiegt,
Goliath aus Übersee,
werdet auch gegen den Riesen bestehn,
der Euch noch droht in der Näh.

Verbündet will ich Euch sein
im Geiste von Ho Chi Minh,
wünsch Euch Gedeihen und Glücklichsein,
Frucht allem Blühen und Mühn.

Freunde am Strand von Vung Tau,
Ihr in der Grube Cam Pa,
von Ho-Chi-Minh-Stadt bis hin nach Hanoi –
immer bin ich Euch nah.

Text und Foto: Helmut Preißler



Zeichnung: JÜRGEN SCHUMACHER

SCHWARZE

Fotos: WOLFRAM SCHMIDT



Schwarze Pumpe! Was soll es dort schon zu fotografieren oder zu erkunden geben? Mir fällt da höchstens die alte schwarze Pumpe ein, hinterm Haus, auf der Wiese, unter die wir uns als Kinder in heißen Sommern stellten.
Aber so eine Pumpe meine ich heute nicht. Ich meine das Kombinat „Schwarze Pumpe", das vor fünfundzwanzig Jahren mitten im Wald, in der Nähe von Braunkohlegruben gebaut wurde. Die Partei sagte damals: Wir brauchen ein Werk, das die Kohle aus den Tagebauen vor Ort weiterverarbeitet in Gas, Koks, Briketts und Strom. Die Betriebe brauchen Energie, damit die Maschinen laufen, und wir alle wollen helle Städte und warme Wohnungen.

*

Wir gehen zu Ernst Langer, einer, der von Anfang an dabei war – als Gewerkschafter, als Fachmann, als Parteisekretär. Heute steht an seiner Tür: Pressereferent beim Generaldirektor. Genosse Langer kennt das Werk wie sein Haus und was mir an ihm gefällt: er nimmt sich Zeit, und er ist trotz seiner grauen Haare gern mit jungen Leuten zusammen. Was Wunder auch, wenn gerade bei ihm Martina und Margitta auf uns warten, die eine FDJ-Sekretär, die andere noch Lehrling mit Wuschelkopf und Grübchen.
„Von überall kamen die Menschen hierher", erzählt Ernst Langer, mit und ohne Beruf, mancher wollte wohl sein Glück machen und lief schon bei den ersten Schwierigkeiten davon. Trotzdem! Wir bauten Schwarze Pumpe. Zukunft war für uns sehr nahe."
Das Werk reckte sich in den Himmel und kroch in die Erde, es breitete sich aus nach allen Seiten. Schwarze Pumpe bedeckt heute eine Fläche so groß wie der Müggelsee, es ist gewachsen wie eine Stadt, und es lebt wie eine Stadt. Tag und Nacht."
Ernst Langer verpaßt uns einen Helm, und gut behütet erleben wir das Werk. Straßen, Gleise, Bahnanlagen, Rohrschlangen, Kabel, Betonwände, Gerüste, dazwischen feiner brauner Staub auf Wegen und Wiesen, und selbst bei blauem Himmel riecht es ein bißchen nach Kohlenkeller.
„Ich hatte mit einem weißen Kittel nicht viel im Sinn. Ich wollte immer einen Beruf mit Dreck", sagt Martina, „entweder in die Kohle oder in die Landwirtschaft. Vater hat entschieden: ‚Du kommst zu uns ins Werk', hat er gesagt, also habe ich hier gelernt und dann in einer Brigade gearbeitet."
Doch es blieb nicht dabei. Heute ist Martina mitverantwortlich für 380 junge Leute. Wir brauchen einen FDJ-Sekretär, hatten Genossen zu ihr gesagt, wir schicken dich auf eine Schule, du bist die Richtige, du setzt dich durch und hast Ideen. Also zog Martina den Schlosseranzug aus und das Blauhemd an. „Mir macht Arbeit Spaß, wenn ich weiß, daß sie notwendig ist." Deshalb lernt Martina auch jetzt noch, wie man Häuser baut. Sie möchte mithelfen, daß möglichst viele Menschen in guten Wohnungen leben können. Um so weniger kann sie verstehen, wenn Menschen achtlos aneinander vorübergehen oder sich gleichgültig verhalten gegenüber dem, was in der Welt geschieht. „Krieg oder Frieden, das geht jeden an. Ich könnte mir nicht vorstellen, all das zu verlieren, was unsere Eltern und wir selbst aufgebaut haben. Jeder muß sich entscheiden. Deshalb bin ich Genossin geworden."
Arbeiter stehen an Haltestellen, warten auf werkseigene Busse, die sie nach Hause fahren, in die umliegenden Dörfer oder in die Neustadt von Hoyerswerda. Die Neustadt ist mit dem Werk wie eine Zwillingsschwester gewachsen.
Autos und Bagger fahren vorüber, wir umgehen Kohleberge, steigen Treppen und Leitern rauf und runter. Zimmerleute, die gerade Gerüste bauen am Gaswerk, tippen kurz mit zwei Fingern an ihren gelben Helm. Margitta will BMSR-Techniker werden. Sie möchte einmal in einer Jugendbrigade arbeiten, in der es so lustig ist, wie jetzt in ihrer Klasse. Sie erinnert sich gern an ihre Kindheit, an ihr Dorf, die Schule, die Freunde. In ihrer Freizeit tanzt sie in einer Tanzgruppe, sagt Gedichte auf und liest viel, manches Buch zweimal. Sie mag Leute, die ehrlich ihre Meinung sagen. Weil sie mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge hält, hören die anderen auf sie. Morgen habe sie Prüfung, die wolle

PUMPE



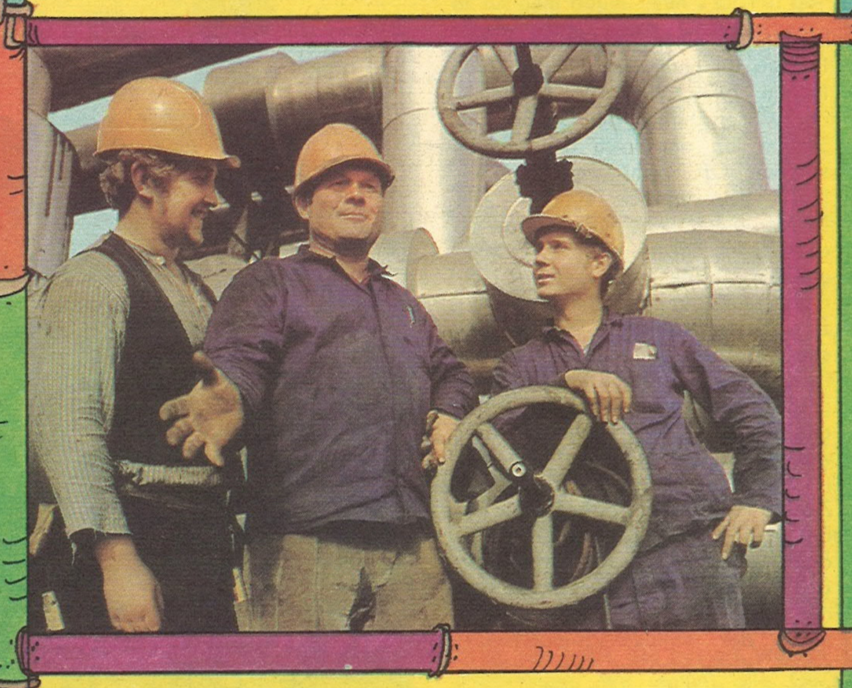
sie gut bestehen. „Und noch was, ich denke, das ist wichtig", sagt sie, „gleich nach meinem 18. Geburtstag bin ich Kandidat der Partei geworden. Mein Vater ist auch Genosse." Sie möchte einmal zwei Kinder haben und ein Haus und viele Freunde, mit denen sie über alles reden kann.
Wir sind schon müde vom Laufen. Zeit und Kraft reichen nicht, um alles zu sehen: drei Kraftwerke, vier Brikettfabriken, Gaswerk, Kokerei – die Schornsteine rauchen, Feuerwehr, Werkstätten, Werksküchen, Poliklinik, Kulturhaus. Insgesamt arbeiten 13 000 Menschen in Schwarze Pumpe, viele von ihnen in drei Schichten. Wir begegnen Schlossern, Maschinisten, Baggerfahrern, Technikern, Ingenieuren. Im Labor der Kokerei untersuchen Laborantinnen Wasser auf Schadstoffe, in der Schaltstation überwachen zwei Facharbeiter in einer Schicht vierzig Öfen. Sie sind verantwortlich dafür, daß die vorgegebenen Temperaturen eingehalten werden, damit aus der Rohbraunkohle Koks mit hohem Heizwert entsteht. Immer wieder werden Zahlen durchgegeben, Meßwerte verglichen, in Tabellen eingetragen.

Wer hier schalten und steuern will, der muß schon wissen, was er auslöst oder nicht auslöst mit einem Knopfdruck. Was so einfach aussieht, ist manchmal schwer zu machen. Es erfordert Wissen, Konzentration und Schöpfertum.

Ernst Langer sieht auf die Uhr. Wir sind noch verabredet mit einer Brigade, einer Jugendbrigade. Als wir in die Werkstatt kommen, treffen wir kaum einen an. Sie sind unterwegs im Gelände, auf Kontrollgang, sie warten und reparieren die Maschinen. In einem Betrieb, in dem zum großen Teil Maschinen die Arbeit verrichten, müssen Menschen da sein, die sich sehr genau auskennen. Es dauert eine Weile, bis sich herumgesprochen hat, daß wir da sind und sich alle zusammenfinden – zum Fotografieren. Ein Foto für „Frösi".



Ernst Langer bringt uns zum Tor. Wir hatten Glück, die Frühlingssonne hat es gut gemeint mit uns. „Den Winter müßtet ihr hier erleben", sagt Genosse Langer, „wenn die Kohle festgefroren ist in den Waggons, verdammt schwere Arbeit, sie loszubrechen, zu transportieren. Und gerade im Winter steigt der Bedarf an Gas und Energie. Etwa 100 000 Tonnen Rohbraunkohle werden hier am Tag verarbeitet. Das sind Berge, höher als Häuser. Zu fünfzig bis sechzig Prozent besteht diese Kohle aus Wasser, das ausgepreßt und gereinigt werden muß. Die Abwässer leiten wir in die Spree, aber sie werden alle fünf Minuten untersucht und gemessen, damit nicht Schadstoffe oder Gifte in den Fluß gelangen und Fische sterben.



Wir haben hier viele Naherholungsgebiete. Aus ehemaligen Tagebauen wurden Seen voller klarem, kaltem Wasser. Wir haben Anteil an der Schönheit der Natur und wollen sie erhalten."

Als wir Schwarze Pumpe verlassen haben und wenig später um einen dieser Seen spazieren, möchte ich meine Hände eintauchen in den See. Und wieder erinnere ich mich an die alte schwarze Pumpe auf der Wiese hinterm Haus, unter die wir als Kinder unsere Hände hielten, um uns an ihrem Wasser zu erfrischen.

CHARLOTTE GROH

Nachts schläft auch die KIEFER

W. ISTOMON Übersetzung aus dem Russischen von Dagmar Regener, Zeichnungen: Christine Nahser, Jürgen Schumacher

Ich fuhr zu einer der Stationen des Instituts für Forstwirtschaft der karelischen Zweigstelle der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Die Station lag an einem märchenhaft schönen Ort, nicht weit von der Stadt Petrosawodsk entfernt. Die Mittagssonne vergoldete die Kronen der Bäume, fiel mit rötlichen Flecken auf das feuchte Moos und die Heidelbeersträucher, von denen ein würziger Geruch faulender Nadeln aufstieg. Plötzlich überraschte mich ein faszinierender Anblick. Kiefern, prächtig gewachsen, waren mit einem dichten Netz von Leitungen umwickelt, an den Stämmen bemerkte ich Kästchen und an den Enden der Zweige Polyäthylensäckchen. Hier arbeitet eine Gruppe Biophysiker aus dem Laboratorium für Physiologie und Biophysik von Holzpflanzen, das der junge Wissenschaftler und Kandidat der physikalisch-mathematischen Wissenschaften Lew Konstantinowitsch Kaibijainen leitet.

Wald und Physik? Eine seltsame Verbindung, nicht wahr? Weshalb sind die Kiefern mit Leitungen umwickelt? Was soll hier schon zu erforschen sein?

„Die Biologie ist in gewissem Sinne komplizierter als die Technik", sagte mir Lew Konstantinowitsch. „Urteilen Sie selbst, was herauskommt: eine lebende Zelle, ein lebender Organismus, jeder Grashalm oder Baum ist ein derart kompliziertes biologisches System, daß das Erforschen jener Gesetze, die ihr Wachstum lenken, nur mit Mühe gelingt. Sogar die komplizierteste elektronische Rechenmaschine kann man auseinandernehmen, ihr Schema zeichnen und ihre Wirkungsweise verstehen. Aber eine Kiefer ist ein lebender Organismus. Ihr Wachstum ist bis heute in vielem noch ein Rätsel..."



Türme an Versuchsbäumen

Kaibijainen ist Physiker. Er beschäftigte sich früher mit Problemen der Physik der Metalle und Festkörper, aber er liebte die Natur, liebte den Wald. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß ihn die Frage, nach welchen Gesetzen ein Baum lebt, sehr beschäftigte. Jeder Arzt weiß, was ein „diagnostisches" Bett ist. Es bietet die Möglichkeit, eine große Anzahl verschiedenster Geräte direkt an den Patienten anzuschließen. Nach ihren Angaben kann der erfahrene Arzt schnell und genau die Krankheitsdiagnose stellen.

„Und wenn ich erfahren will, wie eine Kiefer lebt und wächst, muß ich sie dann auch mit verschiedenen Apparaten verbinden? dachte Kaibijainen einmal. In dieser ungewöhnlichen Idee steckte sowohl etwas von der Technik, als auch von der Medizin und der Biologie.

Bald darauf wurde unter Leitung von L. K. Kaibijainen im Forstinstitut eine Forschungsgruppe gebildet – das war vor einigen Jahren. Ihr gehören junge Wissenschaftler – Physiker, Mathematiker, Ingenieure – an. Kaibijainen studierte viele Biologiebücher.

Der Physiker Viktor Bolondinski und der Ingenieur Nikolai Balikow zeigten mir ihre „Versuchsbäume", zu denen ein Bretterweg führte, damit der Boden nicht zertreten wird. Hier wurden auch eine Art Beobachtungstürme errichtet. Mit ihrer Hilfe kann man bis zu den äußersten Spitzen der Kiefern gelangen. An den Stäm-

men hängen Kästchen, die mit Klebebändern befestigt wurden. „Das sind die Meßfühler", erläutert Bolondinski. „Sehen Sie, von jedem führt eine Leitung zu dem Häuschen. Dort sind Selbstschreiber installiert, die pausenlos Tag und Nacht die Angaben der Fühler aufzeichnen. Wir registrieren fast alle biologischen Daten des wachsenden Baumes. Wir messen die Geschwindigkeit der Saftbewegung durch den Stamm, die Wachsgeschwindigkeit des Baumes in die Höhe und seines Stammes in die Breite. Wir erhalten eine ganze Reihe spezifischer Angaben, z. B. solche, wie die Intensität der Photosynthese der Nadel, die Intensität der Feuchtigkeitsverdunstung durch die Nadel oder das Blatt. Wir messen das Wasserpotential des Blattes – mit anderen Worten, die Größe jener Kraft, die den Saft von der Wurzel bis zur Krone zieht. Außerdem verfolgen wir die äußeren Lebensbedingungen des Baumes."

Die Arbeit der Wissenschaftler im Laufe vieler Jahre ermöglichte es ihnen, sich in vielen Prozessen, die im Baum vor sich gehen, zurechtzufinden und das zu klären, wovon Biologen früher nicht einmal etwas ahnten. Wollte man wissen, ob der Baum „Winterschlaf" hält oder nicht, mußte man den Baumstamm anschneiden oder Zweige anhauen. Lief der Saft, war alles in Ordnung, der Baum lebte. Heute stellen die jungen Physiker nicht nur genau den Zeitpunkt des Beginns der Saftbewegung fest, sondern auch mit welcher Geschwindigkeit er sich durch den Stamm bewegt, und wie diese Geschwindigkeit im Verlauf von vierundzwanzig Stunden oder in den Jahreszeiten schwankt. Und was dabei besonders wichtig ist: die Wissenschaftler „verletzen" den Baum nicht.

Wann wächst die Kiefer?

Die karelischen Forscher konnten mit Hilfe ihrer Geräte überraschende Gesetzmäßigkeiten des Lebens eines Baumes entdecken. Sie erfuhren, daß die Wachstumsgeschwindigkeit der Bäume von der Tageszeit, der Jahreszeit, der Sonnenstrahlung, der Bodentemperatur und der Luftfeuchtigkeit abhängt. Dafür war natürlich eine exakte mathematische Analyse aller Kurven erforderlich, die sie mit Hilfe der Meßfühler und Selbstschreiber erhielten. Jeder Tag brachte den Wissenschaftlern interessante Ergebnisse.

„Zu welcher Tageszeit wächst die Kiefer?" fragte mich Kaibijainen und lächelte. „Sie wissen es nicht? Bis zu unseren Versuchen konnte niemand die Frage genau beantworten. Jetzt ist bekannt: nachts schläft sie, sie wächst nur am Tage. Am meisten wächst sie morgens und abends. An einem Tag kann eine Kiefer – unter den rauhen Bedingungen Kareliens einige Zentimeter in die Höhe wachsen. Als örtlichen Rekord registrierten wir 3,5 cm. An Dicke nimmt sie an einem Tag bis zu 80 Mikrometer zu." Ein Baum wächst schneller als Gras oder eine Blume! Eine leichte mathematische Berechnung machte mich stutzig: also muß jeder Baum im Sommer zwei bis drei Meter wachsen ... „Ja und nein", sagte Kaibijainen. „Die Sache ist so, daß die Bäume nicht den ganzen Sommer wachsen. Die Wachstumsperiode beginnt bei uns im Norden Mitte Mai und endet ungefähr Mitte Juli. Am schnellsten wächst der Baum im Juni. Das dauert etwa zwanzig Tage. Weshalb gerade im Juni? Offensichtlich hat die Natur für die Bäume besondere Lebensbedingungen geschaffen. Der Juni ist klimatisch gesehen die günstigste Jahreszeit. Jedes Gras hat seine Zeit, jede Pflanze lebt nach ihren ‚Stunden'. Wie die Blume sich zu einer bestimmten Tageszeit öffnet, so ist auch der Baum seinem Lebensrhythmus unterworfen. Wir haben festgestellt, daß sich alle Bäume einer Art im Frühjahr zur gleichen Zeit wieder beleben.

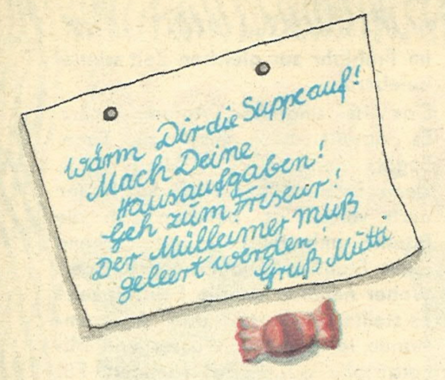
Das ist ungefähr Anfang März. Es dauert zwei bis drei Tage. Sogar wenn der Frühling rauh, wenn Schnee liegt und der Boden noch vereist ist, beleben sich die Bäume unbedingt – entsprechend ihren Stunden. Die Frage ist aber: Woher nehmen sie die Feuchtigkeit? Es stellte sich heraus, daß der Baumstamm im Sommer Wasser und Mineralstoffe auf Vorrat sammelt. Für das nächste Jahr. Fast so, wie der Bär Fett ansetzt, bevor er sich auf sein Winterlager legt. Im Frühjahr beginnt der Baum zu leben und zu wachsen, wobei er sich von seinen Vorräten ernährt. Wir haben das mit unseren Forschungen bewiesen."



Können Bäume fühlen?

Die Wissenschaftler machten auch andere Beobachtungen. Bricht man einen Ast ab, zeigen die Meßfühler einen Ausschlag, der heißen kann – es tut dem Baum „weh". Einmal geschah etwas ganz Unwahrscheinliches. Die Physiker mußten ein Birkenbäumchen, das sie beim Arbeiten störte, fällen. Sie schlugen das Beil in den Stamm. Die Meßfühler registrierten, daß bei der nebenan stehenden Kiefer die Geräte eine starke Bewegung anzeigten. Was war das? Tat ihr der Nachbar „leid"? „Ich weiß nicht", sagt Lew Konstantinowitsch nachdenklich. „Die Sache geschah tatsächlich. Aber ich kann keine Erklärung dafür geben. Das, was die Physiker im Wald machen, ist nicht nur interessant. Es gibt auch den Biologen eine Menge Fakten für Überlegungen und neue Entdeckungen", fährt Kaibijainen fort. „Aber in erster Linie arbeiten wir für die Forstwissenschaftler. Nach den erhaltenen Materialien beginnen wir, mathematische Modelle des Wachstums und der Entwicklung der nördlichen Kiefer, der Tanne, der Birke, das heißt, des ganzen Waldes anzufertigen. Wir wollen alle Gesetzmäßigkeiten und die Abhängigkeit des Lebens des Waldes von äußeren Einflüssen – Feuchtigkeit, Temperaturen, Boden usw. – studieren. Die Forstwissenschaftler erhalten von uns Empfehlungen darüber, wo und wann der Wald besser wächst und eine höhere Ernte gibt. Wir können durch Messungen mit Geräten die Zukunft von Wäldern voraussagen. Das ist, wie Sie sich denken können, für die Forstwissenschaftler sehr wichtig ..."

Die Wissenschaft ist keine Zauberei. Der Mensch tastet sich zu Geheimnissen vor, der menschliche Verstand öffnet die Türen der Erkenntnis. Sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, ist schwer und schön.

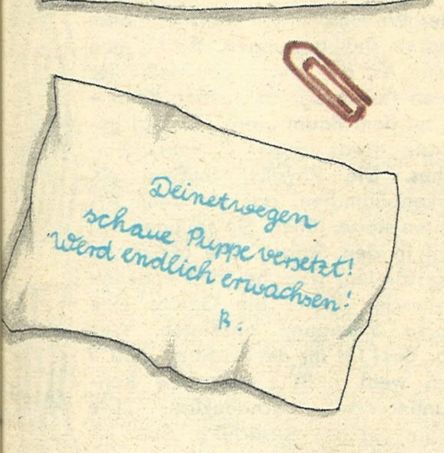


Warum ich keine Zettel mag

HANS-JOACHIM RIEGENRING

Machts gut!
Bleibt brav!
Tschüß bis morgen!
Vater





Richtig blöd habe ich mich gestern in der Mathestunde benommen. Erst lief ja alles ganz gut. Die Hausaufgaben waren in Ordnung, ich führte an der Wandtafel eine einwandfreie Dreiecksdrehung vor, aber dann sagte Frau Wolf, unsere Klassenlehrerin: „Und nun machen wir zur Erholung ein kleines Rechenspiel. Jeder denkt sich eine Aufgabe aus und schreibt sie auf einen Zettel."

Da flippte ich aus. Ehrlich. Ich sprang auf und rief: „Nein! keinen Zettel! Ich mag keinen Zettel!"

Frau Wolf blieb ganz ruhig und sagte: „Gut, wenn du keine Zettel magst, wollen wir dich nicht zum Zettelschreiben zwingen. Dafür schreibst du als Hausaufgabe einen Aufsatz ‚Warum ich keinen Zettel mag'!"

Als ich nach Hause kam, lag auf dem Küchentisch ein Zettel: „Wärm dir die Suppe auf! Mach deine Hausaufgaben! Geh zum Friseur! Der Mülleimer muß geleert werden! Gruß Mutti."

So ist das bei uns.

Wir reden nicht miteinander, wie andere Familien, wir zetteln. Nicht etwa, weil wir uns nicht mögen. Wir sehen uns einfach so selten.

Mein Vater ist Fotoreporter. Dufter Beruf, wirklich.

Nur mächtig unregelmäßig. Manchmal kommt er spät nachts von einer Reportage, dann finden wir am nächsten Morgen einen Zettel: „Bitte ausschlafen lassen!"

Oder er muß ganz zeitig, noch halb in der Nacht weg. Dann weckt er uns natürlich nicht, um auf Wiedersehen zu sagen, sondern schreibt: „Machts gut! Bleib brav! Tschüß bis morgen!"

Vater ist ein ganz prima Kumpel, wenn er da ist. Wenn er weg ist, natürlich auch. Nur, das was uns am meisten an ihm stört, läßt er leider hier. Seine Schrift. Die kann kaum einer von uns richtig lesen. Einmal bin ich mit einem Zettel zum Apotheker an der Ecke gegangen. Der kann sogar die Schrift vom Sanitätsrat Blobnick lesen, und das will was heißen.

Er entschlüsselte: „Mußte nach Halle", wo ich gelesen hatte: „Mus ist alle."

Mutti hat einen ganz normalen Büroberuf. Nebenbei und häufig ist sie noch Abgeordnete und Mitglied einiger Kommissionen und Arbeitsgruppen.

Mein großer Bruder arbeitet dreischichtig in einer Druckerei.

Neulich fand ich einen Zettel von Vatern an Mutti, sie soll nicht vergessen, Bier zu besorgen.

Mutti mußte mit ihrer Kommission über Land und schrieb einen Zettel für mich: „Mein lieber, kleiner Junge, kaufe bitte Zucker, Mehl, ein Glas Bockwurst und zehn Pilsner."

Ich kaufte ein, ging zum Pioniernachmittag und ließ meinem Bruder sämtliche Zettel da und einen dazu: „An Kinder wird kein Bier verkauft. Mach du dich auf die Socken."

Am nächsten Morgen lag von Mutti ein Zettel da: „Schönen Dank, lieber kleiner Junge. Heute abend sehen wir uns bestimmt. Ach nein, da habe ich ja Lehrgang. Also morgen!"

Manchmal geht ja auch was schief bei unserem Nachrichtensystem. Vorigen Mittwoch hatte Vater einen Zettel dagelassen, auf dem wir unabhängig voneinander: „Heute Tante Bertha abholen. Kommt 13.42 Uhr" lasen.

Ich zum Bahnhof. Der Zug kommt, aber keine Tante Bertha steigt aus. Ich laufe am ganzen Zug entlang, ob vielleicht an einem Wagen ein Zettel hängt: „Konnte nicht kommen. Tante Bertha." Nichts.

An der Haustür hing dann einer. „Unerhört. Niemand zu Hause, niemand am Bahnhof, wenn ich komme. Fahre zurück. Ohne Gruß Bertha."

Ich sage ja, Vaters Schrift.

Am meisten liebe ich ja die Zettel mit den sogenannten häuslichen Pflichten. Da steht dann drauf, daß ich die Katze füttern soll, den Teppich reinigen, die Klaviertasten putzen, den Fernseher nicht kaputt machen, das Fahrrad putzen – also, ich glaube, so ins Gesicht hinein würde mir das nicht mal Mutti hintereinander weg sagen.

Dem Zettel macht das nichts aus. Dem kann ich Gesichter schneiden oder Worte sagen, die man nicht sagen soll – rührt den nicht.

Glaubt mir, ich konnte keine Zettel mehr sehen. Ich machte sogar einen großen Bogen um den Zettelkasten mit den Tauschanzeigen am Bahnhof. Und eines Tages hatte ich die Zettelei endgültig über.

Ich legte nachts einen Zettel auf unseren Garderobentisch im Flur, wo ihn beim Weggehen alle sehen mußten.

„Bin krank – gute Besserung – Wünsche bitte schriftlich." Daneben legte ich eine schöne Fieberkurve.

Mutti nahm ihren Haushaltstag, Vati verschob einen unverschiebbaren Termin und der Bruder, der Spätschicht hatte, holte frische Brötchen.

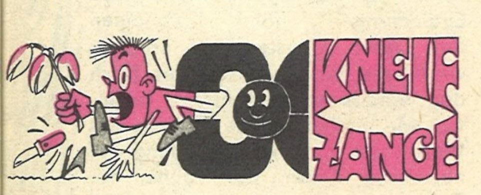
Was ich eigentlich hätte, fragte Mutti.

Die Zettelitis!

Beim Frühstück merkten wir, daß wir tatsächlich richtig miteinander reden konnten.

Ich hatte zwar einige Zettel vorbereitet „Reich doch mal die Butter rüber", „Die Eier sind zu hart", aber die brauchte ich nicht.

So, nun muß ich aber meinen Aufsatz schreiben, am besten, ich schreibe mir erstmal ein paar Stichwörter auf einen – Nein!!! keine Zettel!!!



Zeichnungen: Heidi Fritzsche



Bei uns lohnt sich's,



Foto: Horst Glocke

jung zu sein

lebhaft und fröhlich

Worte und Musik: Horst Berner

1. Bei uns lohnt sich's jung zu sein. Leu- te glaubt uns das! Sin- gen, Tan- zen,
Sport und Spiel, das macht al- len Spaß. Und ein je- der Pi - o - nier denkt ge- nau so
froh wie wir: Bei uns lohnt sich's, jung zu sein. Leu- te glaubt uns das!

2.
Viele Freunde haben wir
hier in unsrer Welt,
und wir sorgen mit dafür,
daß sie uns gefällt
Und daß von uns jedermann
gut in Frieden lernen kann.
Viele Freunde haben wir
hier in unsrer Welt.

3.
Unser schönes Vaterland
Lieben wir wie ihr.
Stolz sein solles auch auf uns
Das geloben wir.
Mit euch Großen im Verein
wolln wir klug und tüchtig sein.
Unser schönes Vaterland
Lieben wir wie ihr.

4.
Und wir danken der Partei,
unserm besten Freund,
weil, Genossen, ihr es gut
mit uns Kindern meint.
Wolln euch treue Helfer sein
und durch Taten euch erfreun.
Ja, wir danken der Partei,
unserm besten Freund.

KORA

GÜNTHER FEUSTEL

Ehe der Frühling in diesem Jahr den Winter bezwang, hatte es lange gedauert. Aber jetzt trieben die Birken am Waldrand ihre klebrigen Blätter, und die Sonne schien, als wäre es Hochsommer.
Bertram sah heimlich auf die Uhr. Noch zehn Minuten, dann war die Schule aus. Bertram versuchte für eine Minute den Sekundenzeiger zu verfolgen, dann sah er aus dem Fenster. Die 5. Klasse spielte Fußball. Endlich klingelte es.
Die aus der 6. drängten sich zuerst in den Schulbus. Bertram aber hob sein Fahrrad vom Radständer. An so einem Tag nahm er lieber den Weg durch den Wald.
Bertram pfiff. Ein Maisonnabend ist wie der Anfang einer kleinen Ferienzeit. Die Goldhähnchen piepsten in den Kiefernkronen, und die Bachstelzen wippten von Stein zu Stein. Es war ein Tag, an dem man die Welt umarmen möchte.
Mit einem Anlauf fuhr Bertram den Birkenhügel hinauf, nahm die Beine hoch und ließ das Rad den abschüssigen Hang hinunterrollen. Unter den Krähenbäumen krächzte es kläglich. Bertram bremste. Eine fast flügge Jungkrähe kroch über den Boden, schrie und ruderte mit einem Flügel. Bertram lehnte das Rad an einen Stamm. Geschickt nahm er die Krähe in beide Hände. Die wehrte sich und versuchte, die Hände des Jungen mit dem Schnabel abzustreifen. Aber es half nichts, Bertram steckte die junge Krähe behutsam unter die Jacke. Die Schwarze riß den Schnabel auf und quärrte lauthals. Plötzlich umflatterten die Altvögel Bertram in weiten Bögen. Die junge Krähe unter der Jacke schrie, daß der ganze Körper zitterte. Bertram spürte ihren Herzschlag.
Das aufgeschreckte Krähengesindel kam näher und näher, Hunderte von schwarzen Flügeln, Hunderte von bösen Augen. Bertram legte den Arm schützend über die Stirn, rannte zum Fahrrad und fuhr durch die Kiefernschonung auf die Wiese hinaus.
Noch lange kreiste die Krähenwolke hoch über Bertram, aber die Jungkrähe krächzte nur noch schläfrig – vielleicht, weil ihr die Jacke Nestgeborgenheit gab, vielleicht ... wer weiß!
Der Krähenschwarm löste sich langsam auf und fiel krächzend auf den Nestbäumen ein.
An der Gartentür zog Bertram die Krähe aus der Jacke. Er umfaßte sie mit beiden Händen. Der Vogel hielt den Kopf erst rechts, dann links, als wollte er erkunden, was er von Bertram zu halten hatte. Dann sperrte er den Schnabel auf und quarrte nach Futter. Bertram lachte.
Schwierig war nur, dem Vater zu erklären, daß die Krähe mit dem verletzten Flügl ab heute im ausgedienten Hühnerstall leben sollte. War der Vater schon ein Brocken – die Mutter war ein Fels! Sie mochte nun einmal keine Krähen, die mit unausstehlichem Gequärre ihren Schnabel in jeden Misthaufen steckten.
Aber schließlich blieb die Krähe doch im Hühnerstall. Bertram nannte sie Kora und hockte stundenlang mit ihr zusammen. Schon nach zwei Wochen folgte Kora dem Jungen, wohin er ging. Und wurde die Tür nicht rechtzeitig geschlossen, sogar bis in die Küche.



Zeichnungen: Fred Westphal

könnt ihr schreiben, malen und zeichnen. →

Kora war unersättlich, sperrte, wo sie ging und stand, ihren Schnabel auf und ließ sich alles hineinstopfen. Diese Freßgier versöhnte sogar die Mutter – irgendwie.

Aber es gab auch Ärger. Lag Schabefleisch auf dem Küchentisch und stand das Fenster auch nur einen Spalt breit offen, schlang Kora alles in sich hinein – bis auf den letzten Krümel und meist auch das Papier hinterher.

Einmal, als der Vater vom Feld kam und die Stiefel vor die Haustür stellte, hielt Kora wohl den Schnürsenkel für einen besonders langen Regenwurm und schluckte ihn gierig. So hing sie dann wie der Karpfen an der Angel am Schuh fest; kläglich flatternd und schreiend torkelte Kora mühsam mit dem Stiefel über den Hof, bis ihr Bertram den Schnürsenkel wieder aus dem Schlund zog.

Seitdem machte Kora um jeden Stiefel einen großen Bogen. Man bekam sie zur Raison, wenn man mit einem Stiefel drohte. Aber wer hat schon immer einen Stiefel zur Hand! So wurde Kora von Tag zu Tag frecher.

Wenn Bertram zu Hause war, stolzierte Kora krächzend hinter ihm her. Nahm Bertram aber sein Fahrrad, flatterte sie auf den Lenker und schnappte schreiend nach jedem, der Bertram die Hand geben wollte. Also wagte sich niemand an Bertram heran. Wollte einer der Jungen mit Bertram raufen, geriet Kora außer sich vor Zorn, krallte sich in den Haaren fest und verteilte Schnabelhiebe, rechts und links, wohin sie eben traf.

Nur wenn Bertram zwischen den schiefen Lattentoren am Waldrand Fußball spielte, stolzierte Kora argwöhnisch aber still am Spielfeldrand entlang. Aber wehe, wenn der Ball in ihre Nähe kam. Den Ball haßte Kora. Sie versuchte, mit ihrem spitzen Schnabel dem Leder das Lebenslicht auszupicken – sozusagen.

Überall im Dorf kannte man Kora. Überall bekam der schwarze Strolch Händel: mit den Hunden um irgendeinen vergammelten Knochen – mit den Katzen um eine gefangene Maus – mit der Nachbarin um die Eier im Hühnerstall.

Eines Tages legte Kora eine tote Maus mitten auf den Frühstückstisch. Sie rechnete eben die Familie zu ihrem Nestgesindel. Seitdem wurde der Hühnerauslauf fest verriegelt. Drei Tage lang hockte Kora bedrückt auf dem Küchentisch und wütete in der Butter.

Ärger oder nicht – Kora und Bertram gehörten zusammen. Selbst im Dorf sah man der Krähe manches nach, schon weil Bertram überall beliebt war.

Nach den Sommerferien hatte sich Kora angewöhnt, auf dem Lenker mit Bertram zur Schule zu fahren. Sie hockte auf dem Schulhof herum, spektakelte in den alten Kastanienbäumen mit den Spatzen und ließ sich in den Pausen von den Kindern füttern, schlang so viel Schulbrot in sich hinein, daß sie für zwei Stunden wie eine genudelte Weihnachtsgans aussah und still und schläfrig auf dem Dach herumhockte. Aber pfiff Bertram, flatterte Kora sofort auf den Lenker und ließ sich nach Hause fahren.

Dieser Spaß fand ein Ende, als Bertram nach den Herbstferien wieder mit dem Schulbus fuhr.

Eines Nachmittags, als schon Schneewolken dick und grau über dem Dorf hingen, war Bertram mit Kora unterwegs, um zum Bäcker zu fahren. Über den kahlen Feldern kreisten Schwärme von Saatkrähen, landeten auf den dunklen Ackerschollen und stopften ihre Kröpfe voll, als würden sie ahnen, daß jetzt eine magere Zeit kam. Kora reckte und drehte den Hals und verfolgte mit den Augen den flatternden Schwarm.

Am Tannenkopf mußte Bertram vom Rad, zu steil und sandig ist dort der Hohlweg. Gerade da stolzierten die Saatkrähen quarrend auf der Wiese herum und zogen mit den Schnäbeln Käfer und Würmer aus dem Boden. Ungeschickt flatterte Kora zu ihnen hinüber, ahmte den Gang der anderen Krähen nach und stocherte mit dem Schnabel im Gras herum.

Bertram hatte inzwischen den Sandhang überwunden, setzte sich auf das Rad und pfiff. Kora flog zu dem Jungen zurück und hockte sich auf den Lenker. Der Krähenschwarm stob auseinander. Kora äugte ihm nach, drehte den Kopf herum, daß sie beinahe die Balance verlor. Bertram spürte, wie unruhig Kora wurde. Er nahm die Krähe und setzte sie auf seine Schulter. So saß Kora am liebsten, und nichts auf der Welt konnte sie sonst von der Schulter des Jungen locken. Aber heute schien das nicht zu gelten. Unruhig trippelte Kora auf Bertrams Schulter hin und her und flatterte mit den Flügeln.

Bertram versuchte, die Krähe festzuhalten. Kora war für ihn nicht irgendein Vogel, Kora war beinahe schon ein Freund – jedenfalls genau so viel wert wie ein Hund.

Kora war wie von Sinnen, sie hackte das erste Mal mit dem Schnabel nach Bertram. Immer noch kreiste der Krähenschwarm über den Weiden am Bach, krächzte und zog einen Bogen zum Weinberg hinüber.

Da flog Kora auf, zuerst bis auf die Wiese hinunter. Bertram warf das Fahrrad auf den Weg und lief durch das Gras. Er pfiff und rief. Noch einmal kam Kora zurückgeflattert und setzte sich auf den ausgestreckten Arm des Jungen. Bertram legte der Krähe behutsam die Hand auf den Kopf und kraulte das Nackengefieder. Der Vogel wurde ruhiger.

Er schmiegte den Kopf in Bertrams Hand. Der Junge ging beruhigt zu seinem Fahrrad zurück. Das war wohl weiter nichts als eine von Koras verrückten Launen.

Bertram fuhr den Abhang hinunter bis zum Bach. Plötzlich zog der Krähenschwarm dicht vor den beiden zu den Pappeln hinüber. Kora spannte die Flügel, flog den anderen Saatkrähen nach – und war bald nicht mehr in dem schwarzen Geflatter zu unterscheiden. Sie war ein Teil des Schwarmes geworden, der sich über die Sumpfwiesen hinweg trollte.

Bertram stand noch immer zwischen den Weiden und sah den Krähen nach, bis der Schwarm mit den dunklen Schneewolken am Rand des Horizonts verschmolz.

Bertram pfiff, aber er wußte, daß es keinen Sinn mehr hatte. Da fiel der erste Schnee. Der Wind trieb die Flocken über die Sumpfwiesen und wehte sie in die dunklen Moorlachen.

Star und Baum

Ein Star bei der Suche nach einem Nistkasten kommt zu einem Lindenbaum mitten in der Stadt.

„Du hast es gut hier", sagt der Vogel, „siehst den Tag über das Leben und Treiben in den Straßen, erlebst was..."

Drauf der Baum: „Jeder Hund kennt mich..."



Sonntagsvergnügen

„Vergnügten Sonntag gehabt?" fragte der Esel die Henne.

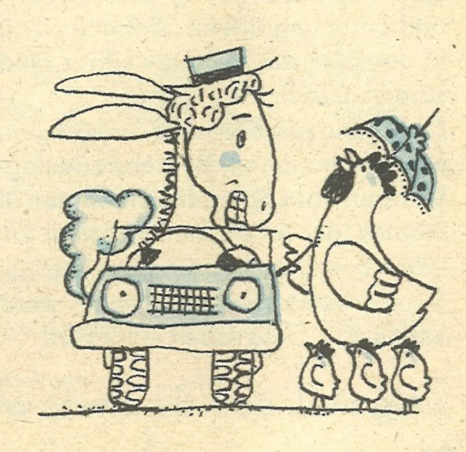
„Danke der Nachfrage", antwortete das Federtier. „Ich bin mit den Kindern durch die Wiesen spaziert; wir haben Haschen gespielt, Blumen gepflückt, die Lerche belauscht, haben mit dem Wind geschwatzt..."

Spricht der Esel: „Ich bin mit dem Auto über Land gefahren; hundertzwanzig Stundenkilometer hat die Maschine gebracht."

„Da hast du ja viel mehr gesehen als wir", sagte die Henne.

„Gesehen? Ich bin gefahren, gefahren..."

WERNER LINDERMANN



Ihr benötigt aber keinen Stift, keinen Pinsel, →

SCHÄTZE MAL

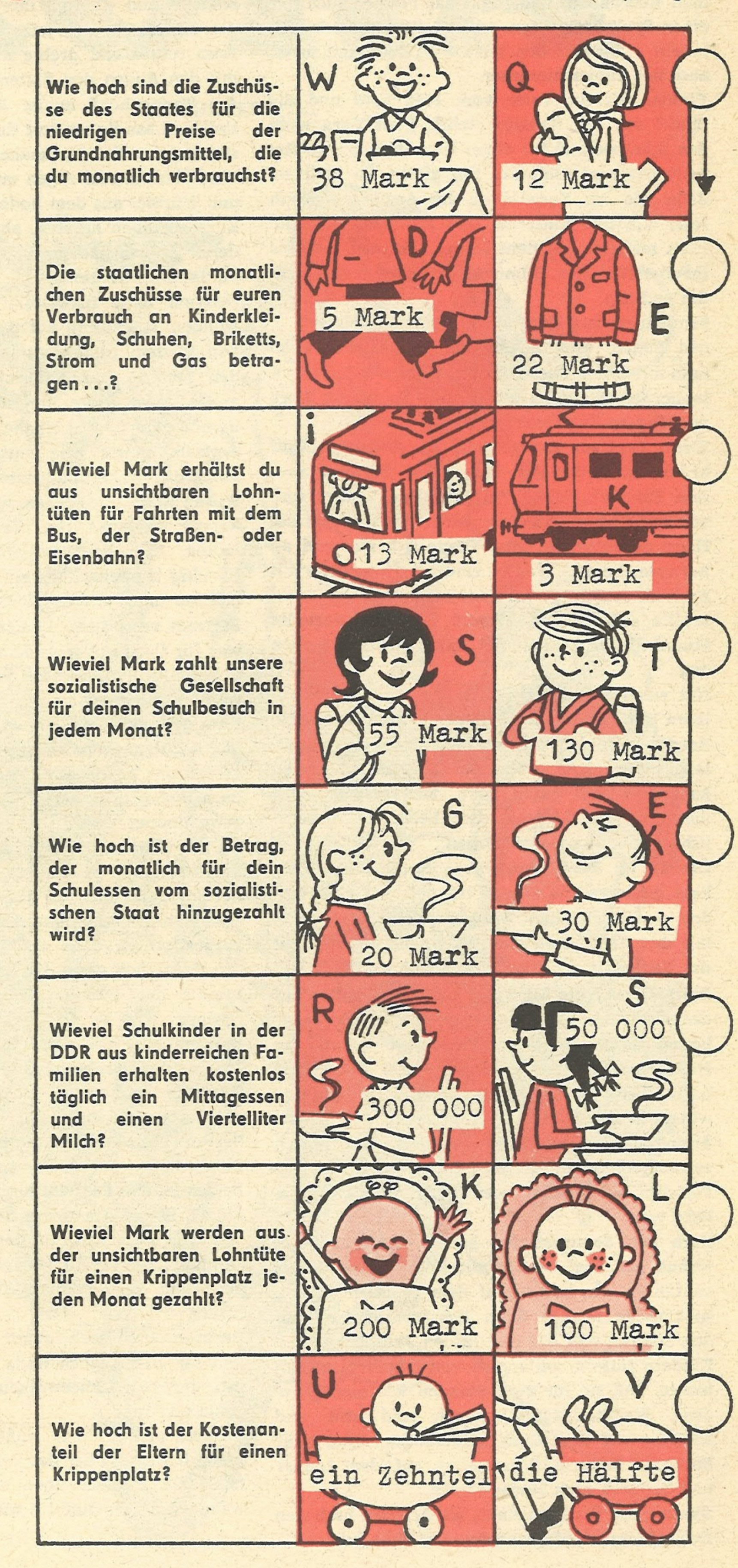
Text:
Prof. Dr. Kuno Brocke

Zeichnungen:
Otto Sperling

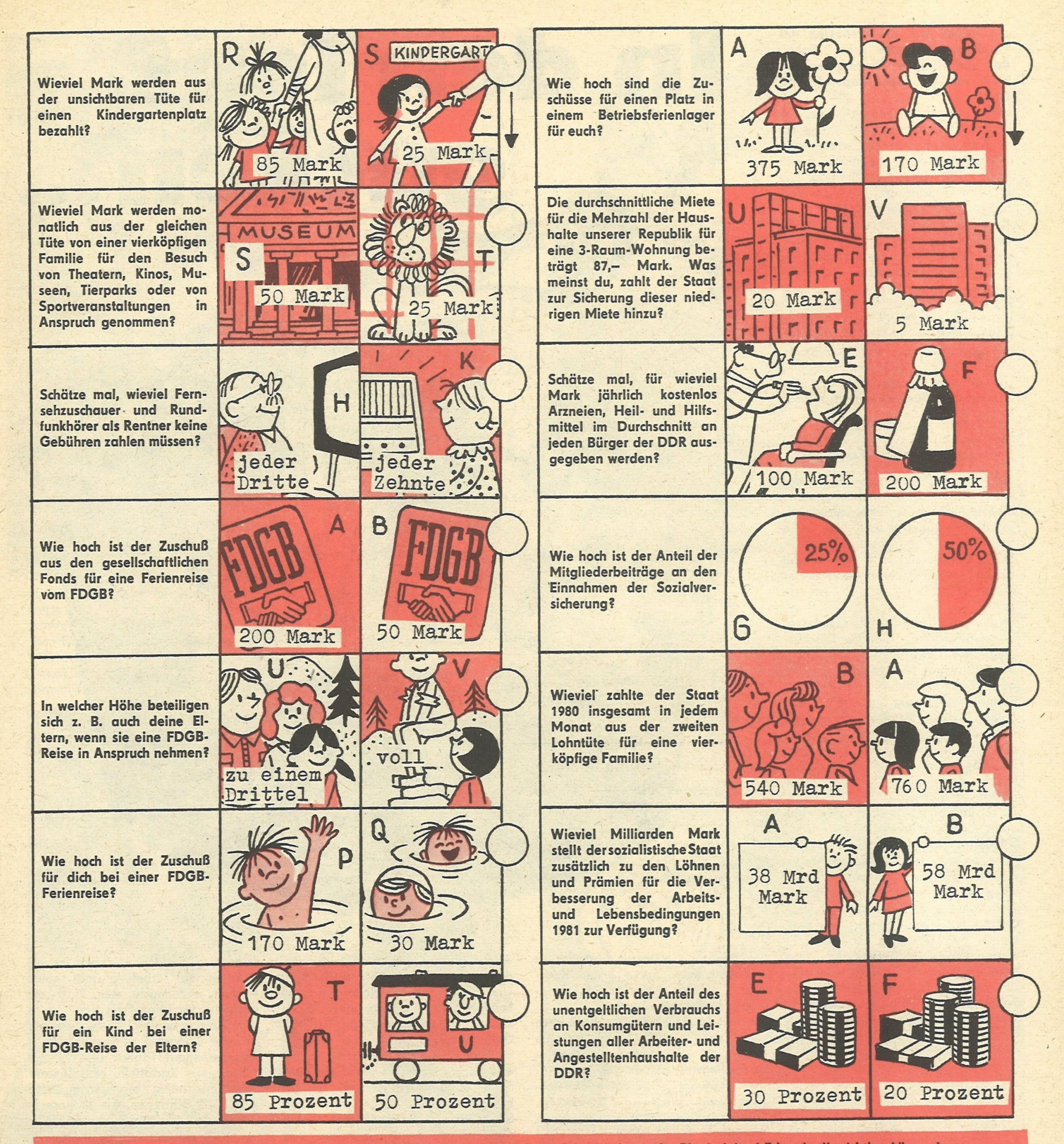
Lohntüte ohne Tarnkappe

Jeder von uns, ob groß oder klein, Arbeiter oder Pionier, besitzt eine unsichtbare Lohntüte.
Sichtbar ist die Lohntüte, die deine Eltern in jedem Monat erhalten. Aus dieser kommt auch dein Taschengeld. Unsichtbar sichtbar ist die zweite Lohntüte. Ein sozialistisches Wunder, eine Errungenschaft, die deine Eltern und alle Werktätigen durch ihre gute Arbeit selbst geschaffen haben. Aus dieser Tüte werden Waren und Leistungen für dich und jeden Bürger unserer sozialistischen Gesellschaft bezahlt.
Das Geld kommt aus den gesellschaftlichen Konsumtionsfonds des sozialistischen Staates, der volkseigenen Betriebe und der gewerkschaftlichen Sozialversicherung.
So gibt es viele Dinge tatsächlich umsonst, oder sie sind billig zu kaufen.
So kannst du Sachen verbrauchen und Leistungen nutzen, ohne daß sie durch dich voll oder überhaupt bezahlt werden.
Brot, Mehl, Wurst, Fleisch, Zucker, Kartoffeln, Eier, Obst, Gemüse haben seit Jahren unverändert niedrige stabile Preise, weil hier Zuschüsse aus der unsichtbaren zweiten Lohntüte gezahlt werden! Das geschieht auch für deine Kinderkleidung und Kinderschuhe. Wenn du mit dem Bus, der Straßenbahn oder der Eisenbahn fährst, reist du fast umsonst, denn den überwiegenden Teil des Fahrgeldes zahlt der Staat aus dem gesellschaftlichen Konsumtionsfonds. Natürlich muß viel gearbeitet werden, damit du zur Schule, Lehrlinge zur Betriebsberufsschule und Studenten zur Universität gehen können. Auch wenn du aktiv Sport treibst, Medikamente brauchst, zur Poliklinik oder ins Krankenhaus mußt, um gesund zu werden, niemals hast du in unserem Land dafür etwas zu zahlen.
Eine Neubauwohnung kostet etwa 50 000,– Mark. Die Pflege und Erhaltung älterer Wohnhäuser ist sehr teuer. Dennoch sind in der DDR die Mieten weitaus niedriger als in den kapitalistischen Ländern.
Diese und viele andere Leistungen, wie Plätze in Kinderkrippen, Kindergärten, Betriebsferienlagern, aber auch in Theatern, Kinos und auf Sportplätzen werden überwiegend aus Mitteln des Staates, der Arbeitsstellen deiner Eltern oder der gewerkschaftlichen Sozialversicherung bezahlt.
So sieht also die immer voller werdende Lohntüte ohne Tarnkappe aus. Gute Arbeit lohnt sich!

Zeig mal, daß du etwas weißt. Schätze mal!



und keine Farbe. Kratzt und schabt, kritzelt →



Schätze mal!

Frage Vati und Mutti, deinen Lehrer oder Pionierleiter! Erkunde die richtige Lösung! Wenn du dich richtig entscheidest, ergeben die Buchstaben in den Kreisen hintereinander gelesen einen Satz. Schreibe diesen auf eine Postkarte und schicke diese an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Kennwort: Schätze mal! „Frösi"-Lohntüten mit Buchschecks warten auf die Gewinner!

und radiert euer Bild. Mit harten Gegenständen, →

In den Topf gucken ...



Text und Fotos: Peter Klaus Eckert

Zeichnungen: Otto Sperling

... ließen sich die Genossen des Verpflegungsdienstes einer Einheit der rückwärtigen Dienste unserer NVA von mir, dem Reporterraben Droll.

Hallo, da bin ich wieder! Leute, ich hab'ne Menge erlebt! Ich fliege da neulich so vor mich hin, mehr recht als schlecht, denn ein leerer Bauch fliegt nicht gern. Ihr kennt ja das alte Rabensprichwort: „Wie die Verpflegung, so die Bewegung!"

Also, da steigen mir doch Düfte in das Riechorgan, daß ich vor lauter Verzückung einen doppelten Looping ansetzte und im Sturzflug zur Sache kam – in eine Großküche unserer NVA.

Unter lauter „Weißkitteln" fiel ich schwarzer Rabe natürlich sofort ins hygienische Auge, wurde auch in einen sterilen Kittel verpackt und konnte nun meinen Informationshunger und Wissensdurst ausgiebig stillen. Aber nicht nur den!

Lieblingsessen – Kuchen!

Fähnrich Erhard Langwald ist der Verantwortliche des Verpflegungsdienstes dieser Einheit, sozusagen „Gebieter" über Küche und eine Vielzahl von Riesenpfannen.

Der Fähnrich hat alle Hände voll zu tun, bis die Verpflegung seiner Einheit „in dem Topf ist, wo sie kocht!"

Er plant das Essen für alle Genossen, ist verantwortlich für die Beschaffung, die sachgerechte Lagerung und schließlich für die Verarbeitung der Nahrungsmittel.

Fähnrich Langwald und seine Genossen des Verpflegungsdienstes freuen sich natürlich, wenn das Essen bekömmlich ist und allen in der Einheit schmeckt.

Rund dreihundert Liter Eintopf gehen in einen der großen Kochkessel und eine Kippbratpfanne faßt einhundert Liter Inhalt.

Genosse Langwald hat keine Schwierigkeiten mit der Umstellung, wenn er die Riesengeräte seiner Großküche mit Topf und Pfanne zu Hause vertauscht – als Hobbykoch! Umgekehrt hatte ich schon größere Probleme, den Überblick zu behalten. Nach einem anstrengenden Flug hatte ich vor, nur mal so von dem köstlichen Eintopf zu kosten, hatte dabei den 300-Liter-Kessel voll Eintopf im Rabenauge, verlor den Überblick und fraß ... pardon ... kostete mich fast flugunfähig.

Kesselklappern

... machte mich nach meiner „Eintopfkoste" wieder munter. Und der da in einem Riesenkessel rührte, mit Salzmengen hantierte, daß mir vor lauter Schreck das Wasser aus dem Schnabel tropfte, war Soldat Mathias Beck.

Er hat keine Angst davor, jemand die Suppe zu versalzen, denn er ist gelernter Koch. Seine ersten Kochtöpfe standen beim FDGB-Feriendienst in Friedrichroda.

Da sich über Geschmack bekanntlich nicht streiten läßt, unterliegt die Arbeit aller Mitarbeiter des Verpflegungsdienstes täglich der „gestrengen" Prüfung der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere der Einheit!

Qualität vom Frühstück bis zum Abendbrot wird da verlangt und geliefert. Hier verderben viele Köche eben nicht den Brei! Ich kann's bestätigen!

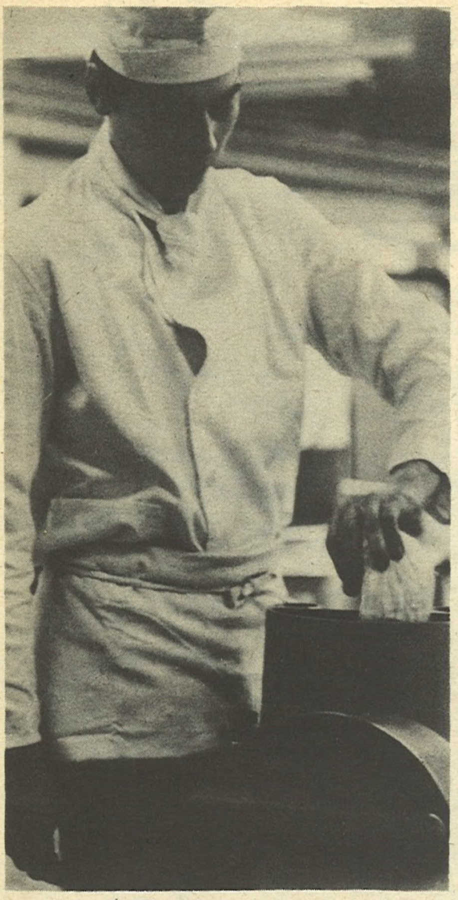
Diese Köche haben es ja „faustdick" hinter ihren Töpfen und Pfannen. Sie sind nämlich auch in der Lage, ihre Arbeit unter gefechtsmäßigen Bedingungen im Feldlager auszuüben. Und da geht es bei weitem nicht so komfortabel zu wie in einer Großküche. In der Feldküche ist die Gulaschkanone Mode und mitunter muß man als Koch dort auch mal etwas improvisieren können. Vielleicht heißt es deshalb ja auch „Kochkunst"!

Sogar eine Feldbäckerei gibt es, die alle mit duftenden Brötchen und Broten versorgt!

Für Soldat Mathias Beck ist heute der Dienst in der Küche beendet. Seit 4.30 Uhr ist er auf den Beinen – Frühstück, Mittagessen, Abendbrot – sind die Stationen auf seinem Tagesplan. Im Urlaub bäckt er sozusagen zur Erholung mal einen Kuchen und macht den Platz am Kochherd für seine Frau frei!

„Am Anfang war es nicht einfach, für so viele Genossen zu kochen. Diese Riesenmengen! Täglich sind es fast drei Zentner Kartoffeln, zwei Zentner Gemüse, dreißig bis vierzig Brote und 1 200 Schrippen, die in unserer Großküche benötigt werden. Da fehlte einfach am Anfang die Erfahrung und das rechte Maß für die vielen Portionen. Aber das lernt man. Heute ist es ein schönes Gefühl, an diesem Platz seinen Dienst verantwortungsbewußt und gut zu tun."

wie Stielkamm oder Stricknadel, könnt ihr →



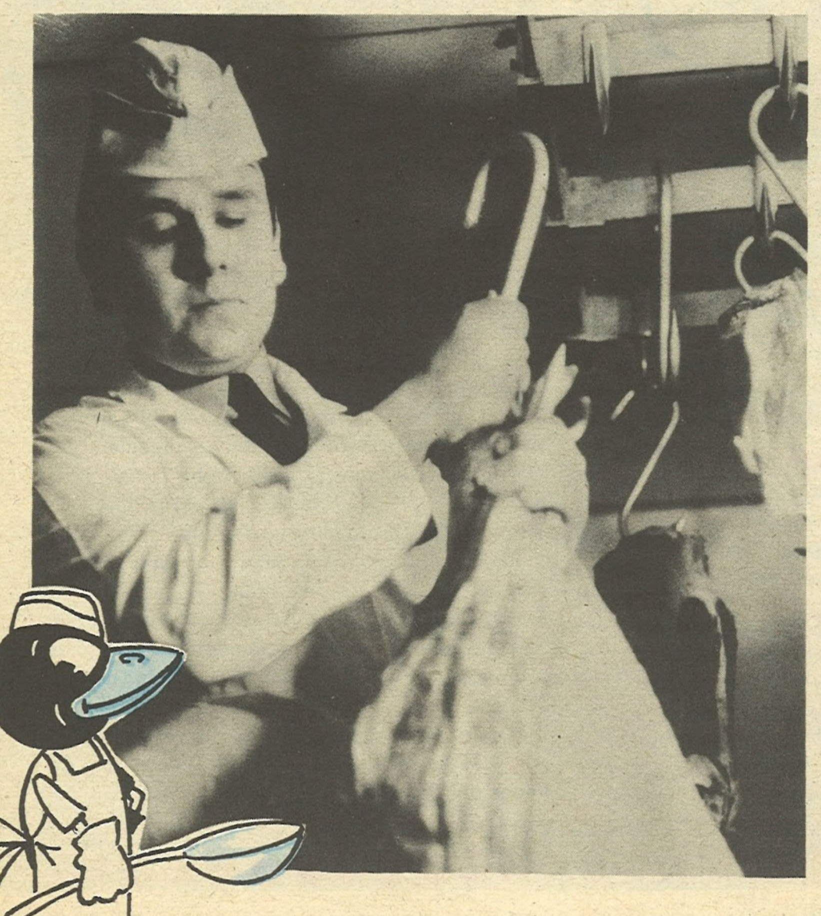
Also, man nehme für eine bekömmliche Kartoffelsuppe, die für vier Personen reichen soll und die sich da nennt

Drolls dolle Kartoffelsuppe!

Ungefähr 125 g Räucherspeck würfeln, der in einem großen Topf ausgelassen wird. Darin wird eine in Würfel geschnittene Zwiebel gedünstet. Dann rund $1\frac{1}{2}$ l Wasser aufgießen und darin ungefähr zehn mittelgroße geschälte zerschnittene Kartoffeln zusammen mit Suppengrün garkochen (ca. 20 Minuten lang).
Das ganze „Werk" mit Salz und gekörnter Brühe abschmecken. Gut schmeckt auch eine zerschnittene Bockwurst in dieser Kartoffelsuppe.
Droll wünscht euch guten Appetit und eine gelungene Überraschung!

Ja, Leute, das war's! Bevor ich infolge Verdauung wieder flugfähig wurde – hicks – habe ich mich in der Küche und Umgebung noch ein bißchen für euch umgesehen (siehe Fotos) und wer von euch seine Eltern demnächst mal mit einer selbstgekochten Überraschung erfreuen (nicht erschrecken) möchte, für den habe ich folgendes Rezept erlauscht. Also, rühre, rühre Löffelstiel!

Euer Reporter Droll



Das Geschenk

Unsere Lehrerin hatte Geburtstag. Alle saßen im Unterricht besonders still. Niemand bekam eine „Fünf", weil sich jeder mächtig anstrengte. Sascha holte sich in Literatur sogar eine „Zwei" und in Chemie gar eine „Eins". Das war nicht zu fassen.
Nur Wowa fehlte. Er schwänzte den Unterricht. Wir waren wütend auf ihn.
Als er am nächsten Tag wieder erschien, fragten wir ihn: „Warum bist du gestern nicht in der Schule gewesen? Hast du vergessen, daß Antonina Wassiljewna Geburtstag hatte?"
„Was denkt ihr denn von mir", antwortete Wowa entrüstet. „Ich wollte ihr nur ein Geschenk machen. Sie ärgert sich doch immer so über mich ... Da habe ich beschlossen, ihr an diesem Tag die Geburtstagsstimmung nicht zu verderben ..."

Ljuba Karlowa

Übersetzung aus dem Russischen von Thea Woboditsch

Die Komplikation

Witja kam mit umwickelten Ohren in die Schule.
„Was ist geschehen?" fragten seine Klassenkameraden mitfühlend.
Sein Freund Jurka antwortet für ihn: „Eine Ohrengeschichte, versteht ihr!"



In der ersten Stunde hatten sie Biologie.
„Witja!"
Witja reagierte nicht.
„Er kann nichts hören!" erklärte Jurka.
Als die Stunde zu Ende war, ging der Biologielehrer zu Witja und sagte: „Es ist wohl eine komplizierte Ohrenerkrankung?"
Witja schwieg.
„Nun, dann wird es das Beste sein, wenn er nach Hause geht", wandte sich der Lehrer an Jurka.
Witja stand sofort auf ... Und das war sein Fehler!
Jetzt ergab sich eine andere Komplikation: eine Fünf in Biologie ...

L. Krizkaja

Aus dem Russischen übersetzt von Thea Woboditsch

saubere Linien und Konturen aus dem Papier →

Text: Ralf Kegel, Fotos: Pionierhaus „Georg Schwarz", Leipzig, Zeichnungen: Jürgen Schumacher

ENSEMBLEDREIERLEI

1. WIE TRICKSUCHTIGE SIND

Sie hängen an Karten, Ringen und Bällen wie andere an Briefmarken. Ansonsten tragen sie Pullover mit hochgerolltem Kragen, zuweilen halboffene Hemden und zum allgemeinen Verblüffen den Frack. Schopf an Schopf wachsen die Tricksüchtigen auf lange Dreimetersiebzehn und wollen auch in anderer Richtung hoch hinaus. Sie sind nicht nur bei Lichte besehen eine überragende Truppe. Die steht wie ein Mann, obwohl Mädchen gerade bei ihnen groß im Kurs stehen. Tricksüchtige schwören auf ihre gelenkigen Finger und ringen um jeden, den sie nicht in der Hand haben. Sie treten oft allein oder zu Dritt auf. Als Trio lösen sie jeden Knoten, auch wenn er noch so verzwickt erscheint. Diese Art zu entwirren, nennen sie Knotologie. Wenn sie wollen, ist Gelb natürlich Grün und zwei mal acht zweiundzwanzig. Außer herantosenden Stürmen haben sie alles im Griff, was weder niet- noch nagelfest ist. Für sie ist Zentnerschweres kinderleicht und ein Meerschweinchen urplötzlich Luft. Tricksüchtige arbeiten mit Netz und doppeltem Boden. Ganz nebenbei fallen Anita, Uwe, Markus, Marco und Thomas noch dadurch aus dem Rahmen, daß sie bezaubernde Leipziger sind und halten, was man ihnen so verzückt nachredet.

2. WAS VORKOMMT, WENN EIN CHOR KOMMT

Erwartungsvoll glühen in jedem Festsaal die Leuchter heller, werden die sonst aufrüttelnden Gitarren verhaltener und ein begleitender Kontrabaß zum ruhenden Blickfang vor der sich sammelnden vielstimmigen Kulisse. Dann greift ein Kanon mit prickelnder Wärme auf die Zuschauenden über und bewegt sie auf den noch kühlen Sitzen, dringen zart vorgetragene Verse der Solidarität aufrüttelnd in die Ohren und tosender Gesang vom Frieden. Verschmelzen sie zum getragenen, jubilierenden oder überschäumenden Echo auf Cellosaiten und Cembalotasten. Frohlocken sie über die hölzerne Lieblichkeit des Fagotts. Steigen Melodien empor und verstummen wieder. Betreten gerade noch Zuhörer die wenigen Lücken der mit Solisten angefüllten Chortreppen und fesseln durch gesungene Frische.

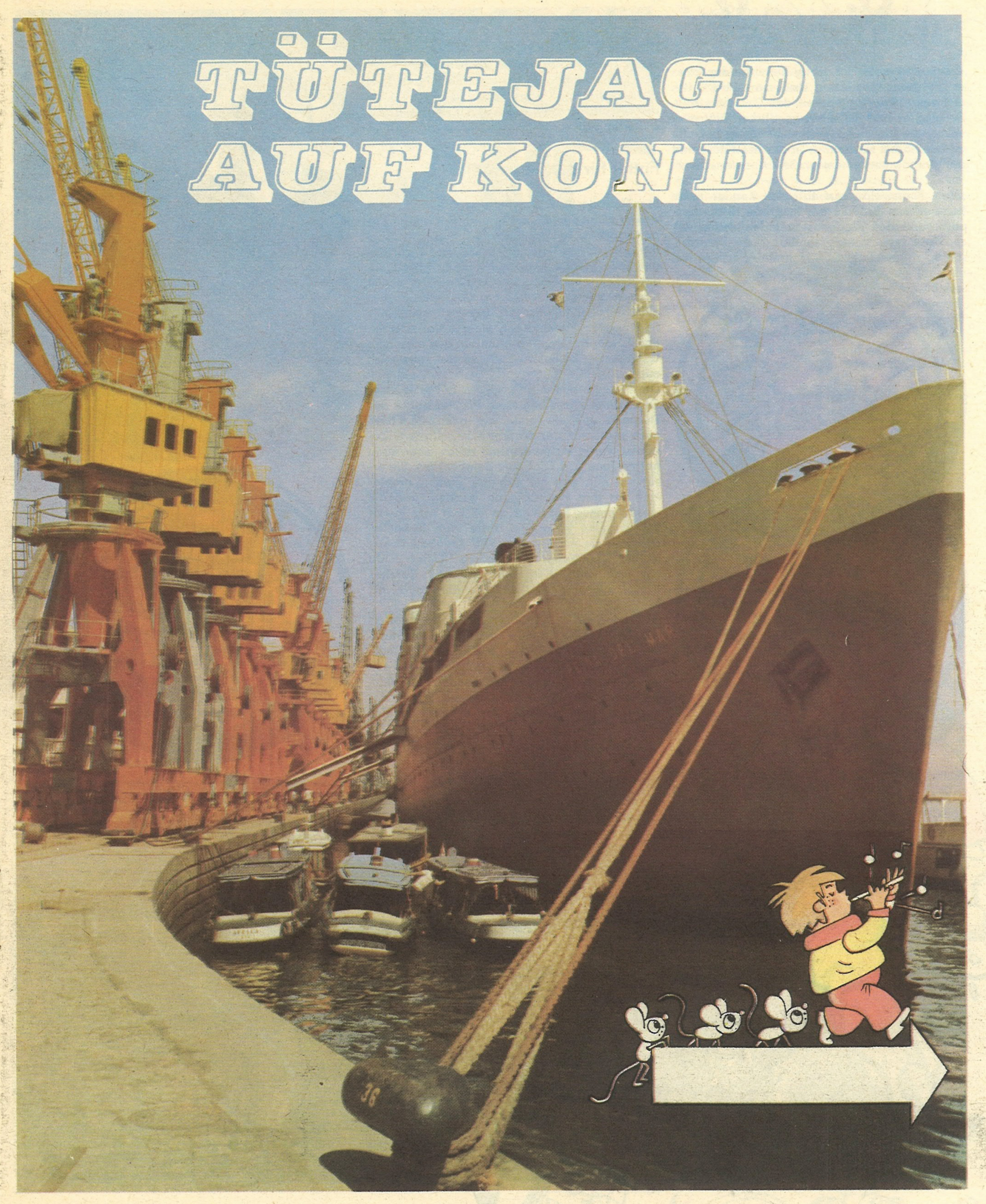
3. WO ALLES AUF DIE SPITZE GETRIEBEN WIRD

Was Zaungäste an solchen „Höhenflügen" bewundern, halten Ausführende für nötig, um überhaupt zu bestehen. Auch reizvoll übertrieben. Sie verteidigen damit jene, die sich ausdauernd im Kreis drehen, ohne zunächst von der Stelle zu kommen. Wer, so betonen sie, bleibt schon stundenlang bei der Stange, wenn er aus der Reihe tanzen kann und wie oft gelingt es schließlich, im nahezu luftleeren Raum sekundenschnell seinen Standpunkt zu finden. Wo anders vermag man über Dingen zu schweben und sich leichtfüßig wieder davon zu entfernen. Wie lange dauert es, um seinen Körper zu beherrschen und jede Veränderung darin so zu spüren, ehe er wirklich zu tanzen beginnt. Hier endet das Üben von Schritten und Pirouetten, die kraftvolle Ausdehnung des Spagats. Hier beginnt der Tanz zu leben und die erste Treppe des Erfolges auf Spitzen.

Das FDJ- und Pionierensemble der Stadt Leipzig am Haus der Jungen Pioniere „Georg Schwarz" das sind:

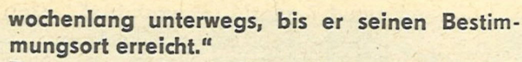
- der FDJ- und Pionierchor
- die Pioniersingegruppe
- der FDJ-Singeklub
- die Solistengruppe
- die Erzähler- und Sprechergruppe
- das Tanzstudio
- das Zauberkunststudio
- das Fanfarenorchester

herauskratzen. Mit einem Lappen oder Korken →



erhaltet ihr wolkige Flächen, mit einer alten →





Wenn man mal nicht richtig hinhört, dann kann es durchaus passieren, daß man fürchterlich auf einen bestimmten Teil des Gesichtes fällt. So ging es mir! Beim morgendlichen Frühstück schnappte ich im Radio eine Meldung auf, die mich zunächst fürchterlich in die Irre führte und der Anfang von einem großen Abenteuer war:

„Von Eberswalde aus tritt der Kondor seine Reise in vier Erdteile an. In große Kisten verpackt und auf Waggons verladen, ist er oft wochenlang unterwegs, bis er seinen Bestimmungsort erreicht."

Das war ein Knüller. Daß Eberswalde einen Tierpark hat, davon hatte ich schon gehört, aber daß man dort solche Riesenvögel züchtet, die dann sogar noch in andere Länder verkauft werden, das war mir neu. Weshalb sollte ich nicht so ein Tier für FRÖSI fangen?

Futter für den Supergeier

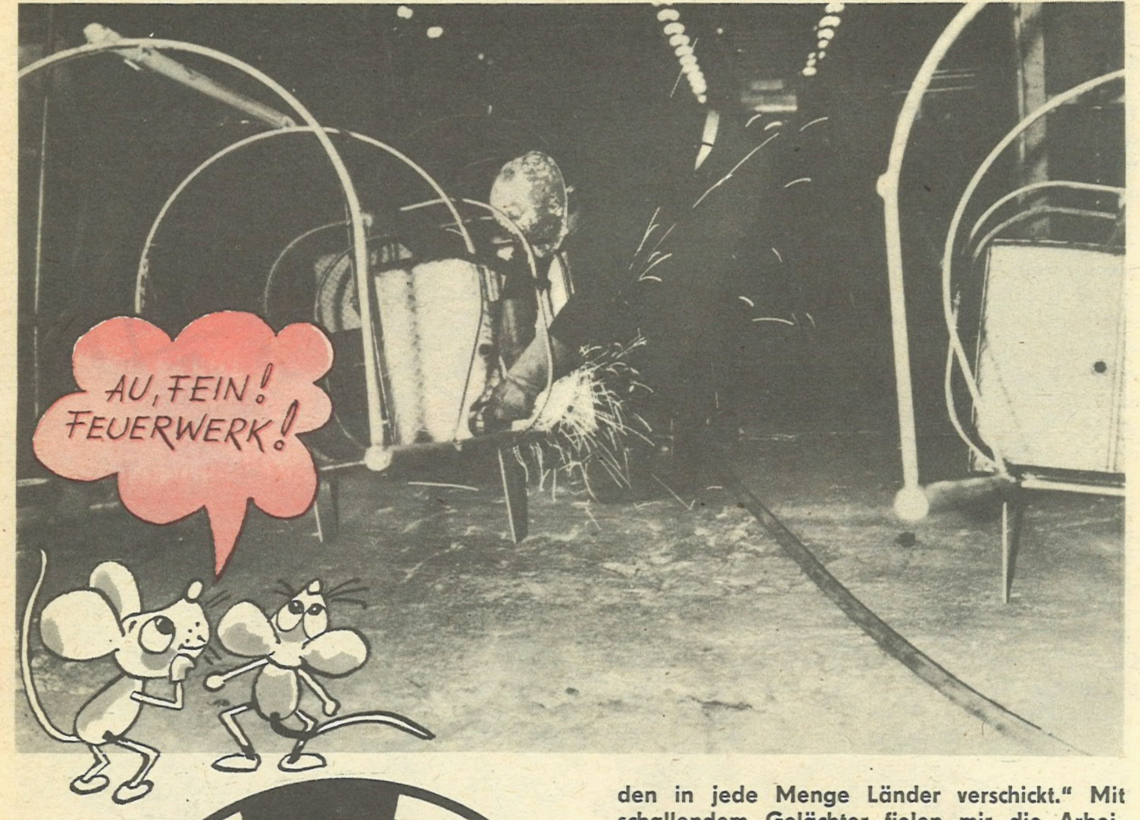
In mühevoller Arbeit züchtete ich mir einen Sack weißer Mäuse und machte mich auf meine Reportersocken, fuhr in besagtes Städtchen und flitzte durch den Tierpark. Wildschweine, Hirsche und jede Menge anderes Viehzeug konnte ich entdecken, aber keine Spur von auch nur einem Kondor. Sollte die Meldung über den Supergeier nur ein Aprilscherz gewesen sein? Mir fielen einige Pioniere auf, die mit Notizblöcken und Fotoapparaten bewaffnet an den einzelnen Gehegen vorbeiliefen, und auf die stürzte ich mich.

Die Pioniere aus der 6b der Feliks-Dzierżiński-Oberschule erforschen zwar die Geschichte des Tierparks, aber ein Kondor war ihnen dabei auch noch nicht vor der Nase herumgeflattert. Zunächst waren wir gemeinsam ratlos, aber dann hatten Jana und Olaf eine Bombenidee. Sie erzählten mir, daß sie sich mit großen Problemen an ihre Patenbrigade wenden, und die wissen immer Rat. Und da es sich hier in der Tat um eine besonders harte Nuß handelte, schickten sie mich in den VEB Kranbau Eberswalde. Stahlbauer sind ganze Kerle! Nicht nur von den Körperabmessungen (breites Kreuz, mächtige Muskeln), sondern auch als Menschen.

Dieter Seegert ist Brigadier, „Häuptling" von 33 Arbeitern, sieben davon sind werdende Stahlbauer, nämlich Lehrlinge, und er hat eine laute Stimme. Die braucht er weniger, um sich bei seinen Kollegen durchzusetzen, sondern vielmehr, um gegen den Krach anzukommen, der in der riesigen Halle herrscht. Als er mich sorglos



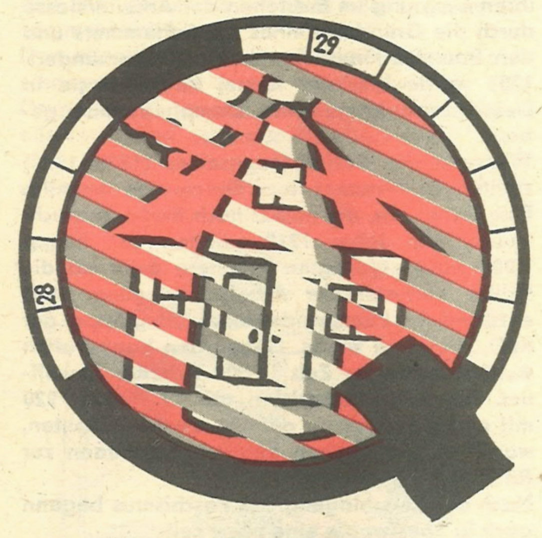




unter schwebenden Lasten schlendern sah, hob er zu einem kräftigen Donnerwetter an: „Junge, du hast wohl Fadennudeln unter der Mütze! Kommst hier reinstolziert wie ein Rosettenmeerschweinchen und bringst dich in Gefahr!" – und zack – hatte ich einen weißen Helm auf dem Kopf. Auch mein „Mehlsack" geriet mächtig in Bewegung, kippte um, und hast-du-nicht-gesehen machte sich die ganze große Mäusefamilie aus dem Staub. Na, nun kam Stimmung in die Halle! Dieter Seegert und Bodo Hänsel, der Gewerkschaftsvertrauensmann, guckten ziemlich fassungslos. Sie verlangten eine Erklärung, und die gab ich ihnen: „Eure Patenklasse hat mich hergeschickt. Die Mäuse sind Futter für einen Kondor, und ihr sollt mir angeblich sagen können, wo ich ihn finde." Nun hatte ich die Katze aus dem Sack gelassen.

Ein komischer Vogel

Pelle, der stellvertretende Brigadier, kam auf mich zu. „Einen Stahlbauer solltest du lieber nicht auf den Arm nehmen!" Ich war empört. „Sogar im Radio haben sie es gemeldet. Der Kondor und noch andere komische Vögel werden in jede Menge Länder verschickt." Mit schallendem Gelächter fielen mir die Arbeiter ins Wort: „Der einzige komische Vogel in ganz Eberswalde bist du!" sagte der Brigadier und hielt sich den Bauch. „Hör mal, Dicker. Unser Kondor ist tonnenschwer, läuft auf Schwingen, hebt beträchtliche Massen und besteht aus mehr als 12 000 Einzelteilen. Unser Kondor ist nämlich ein Kran!" Ich war fassungslos. Der Kondor ein Kran? Dann war euer Tüte ein Blamierter und die Mäuse auf und davon. „So", sagte Pelle, „nun sieh mal zu, wie du uns die Mäuse wieder vom Halse schaffst." Und der Brigadier rief mir noch hinterher: „Aber beeil dich, sie vermehren sich wie die Fliegen."



Unter dem Beifall seiner Kollegen sockte ich los. Dann nahmen die Arbeiter keine Notiz mehr von mir. Ich ging auf Mäusejagd und sie rückten wieder dem Stahl zu Leibe.

Einige Knabbertiere waren zum Glück nicht weit gekommen. Sie saßen unter Kisten oder vor Stahlblechen und hatten nicht die leiseste Chance, sich da durchzubeißen. Die waren ruckzuck eingefangen und im Sack verschwunden. Aber die anderen ... Ich durfte gar nicht dran denken. Einige waren aus der Halle geflitzt, andere in Richtung Verwaltungsgebäude getürmt und nach dem Quietschen der Sekretärinnen zu urteilen auch schon dort angekommen. Also war dort die Not am größten und ich eilte hin. Eines meiner Mäuschen verschwand im Traditionskabinett des Betriebes, ich huschte hinterher. Und als ich mich gerade auf das Mäusetier stürzen wollte, da ging die Tür auf und herein kamen Thälmannpioniere meiner 6b und drei Mann aus der Patenbrigade. Die durften mich hier auf keinen Fall finden. Ich quetschte mich hinter einen Schrank, schielte mit einem Auge zur Maus und mit dem anderen beobachtete ich die Leute. Meine Ohren stellte ich auf Empfang.

Dieter Seegert, der Brigadier, zeigte den Pionieren am Kranmodell, welche Teile der Krane seine Brigade produziert.

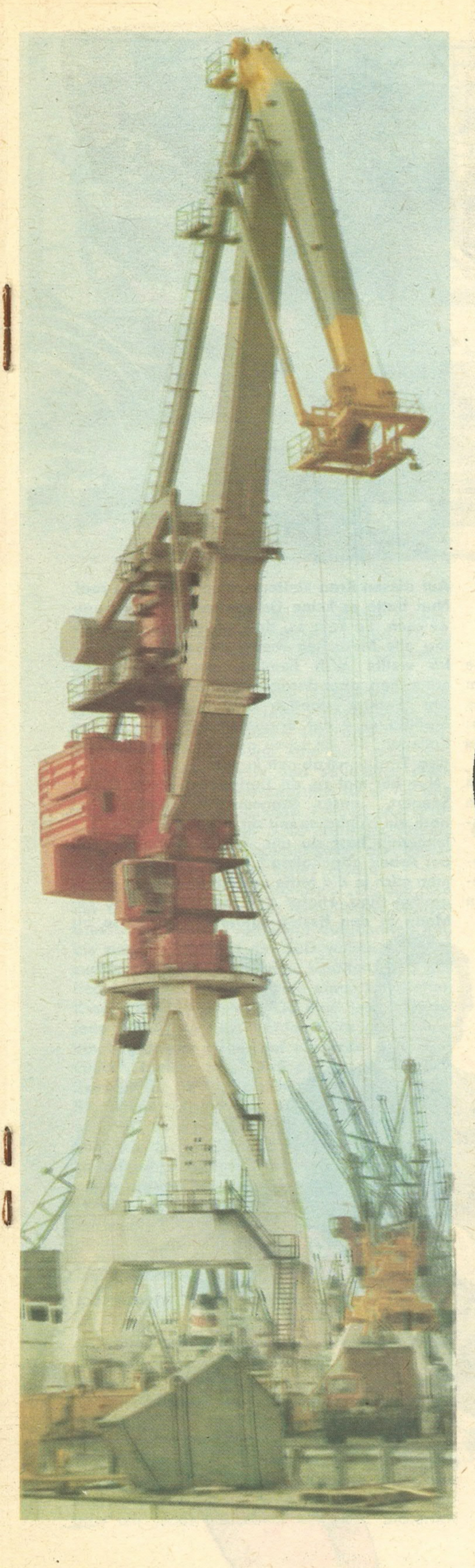


Paten erzählen ihren Paten

Im Februar 1948 berieten sowjetische Genossen gemeinsam mit der SED-Kreisleitung Eberswalde über den unverzüglichen Aufbau des Betriebes. Die Ardelts, ehemalige Besitzer des Betriebes, waren bereits im April 1945 in Richtung Westen verschwunden. Und sie wußten, weshalb sie vor der Sowjetarmee flüchteten.
Gegründet hatten sie den Betrieb im Jahre 1904, und sie wollten Krane mit Hand-, Dampf- und Elektroantrieben bauen. Aber nach zehn Jahren war alles vergessen, 1914 lockte die Ardelt-Ausbeuter das Geschäft mit dem Krieg. Pro Tag verließen 16 000 Granaten das Werk. Und so war es auch im zweiten Weltkrieg. Minen, Bomben, Granaten, Panzergetriebe und Torpedoausstoßrohre produzierten sie für die Faschisten. Bis zu 10 000 Arbeiter wurden ausgebeutet, darunter Kriegsgefangene und Frauen aus dem KZ Ravensbrück.
Am 21. April 1945 demonstrierten 300 Frauen mutig gegen die von den Faschisten angeordnete Evakuierung der Stadt. Die Faschisten reagierten darauf mit der Bombardierung von Eberswalde.
Die „rote Tradition" der Stadt Eberswalde hat ihren Ursprung im Entstehen der Arbeiterklasse durch die Gründung eines Kupferhammers und den Bau des Finow-Kanals im 17. Jahrhundert. 1785 wurde hier der Kessel für die erste in Deutschland hergestellte Dampfmaschine gebaut.
Während des Sozialistengesetzes (1878–1890) stellten Buchdrucker aus Eberswalde heimlich Flugblätter her, die nachts nach Berlin gebracht wurden. Im Jahre 1912 wählten von knapp 1 000 wahlberechtigten Männern mehr als die Hälfte Vertreter der Arbeiterbewegung, 1920 entstand in Eberswalde eine Ortsgruppe der KPD, die rasch wuchs. Gegen den Kapp-Putsch wurden in kurzer Zeit 12 000 Arbeiter bewaffnet. Als Kapp-Putschisten am 17. März 1920 mit einem Panzerzug auf Eberswalde zurollten, wurde er zum Stehen gebracht und dann zur Rückfahrt gezwungen.
Nach der Zerschlagung des Faschismus begann auch in Eberswalde eine neue Zeit.
Im November 1951 verließen die ersten 16 Portal-Wipp-Dreh-Krane den „Volkseigenen Betrieb Kranbau Eberswalde" in Richtung Sowjetunion. Noch heute ist die UdSSR für die Kranbauer der wichtigste Außenhandelspartner.



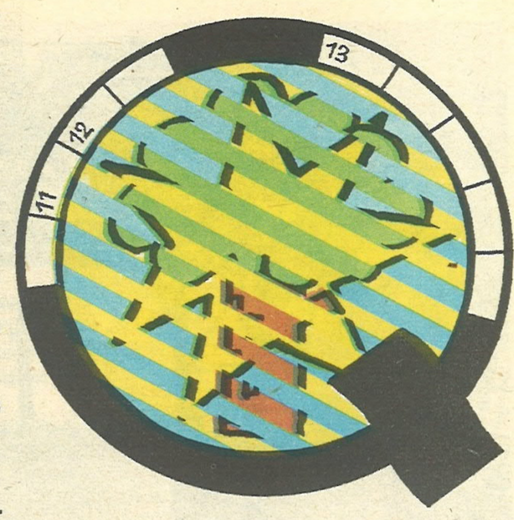
Gabel oder einem Kamm könnt ihr viele parallele →



1952/53 beginnen Dieter, Bodo und Pelle, der bis heute noch nicht so recht weiß, wie er zu seinem Spitznamen gekommen ist, ihre Lehre in diesem Betrieb. Stahlbauer wollen sie werden, denn das ist der schönste Beruf, den es auf dieser Welt gibt, so sagen sie. Die drei setzen die junge Tradition der Aktivisten der ersten Stunde fort, doch die Bedingungen sind besser.

Nach der Lehre, noch vor der Gründung unserer Nationalen Volksarmee, erkennen sie die Bedeutung des schon wieder wichtigen Schutzes für den noch jungen Frieden und melden sich als Freiwillige zu den damaligen bewaffneten Organen, der KVP (Kasernierte Volkspolizei). Nach der Ableistung des Ehrendienstes gehen sie zurück in ihren Betrieb. Als Monteure im In- und Ausland bringen sie den Kranen das Heben bei.

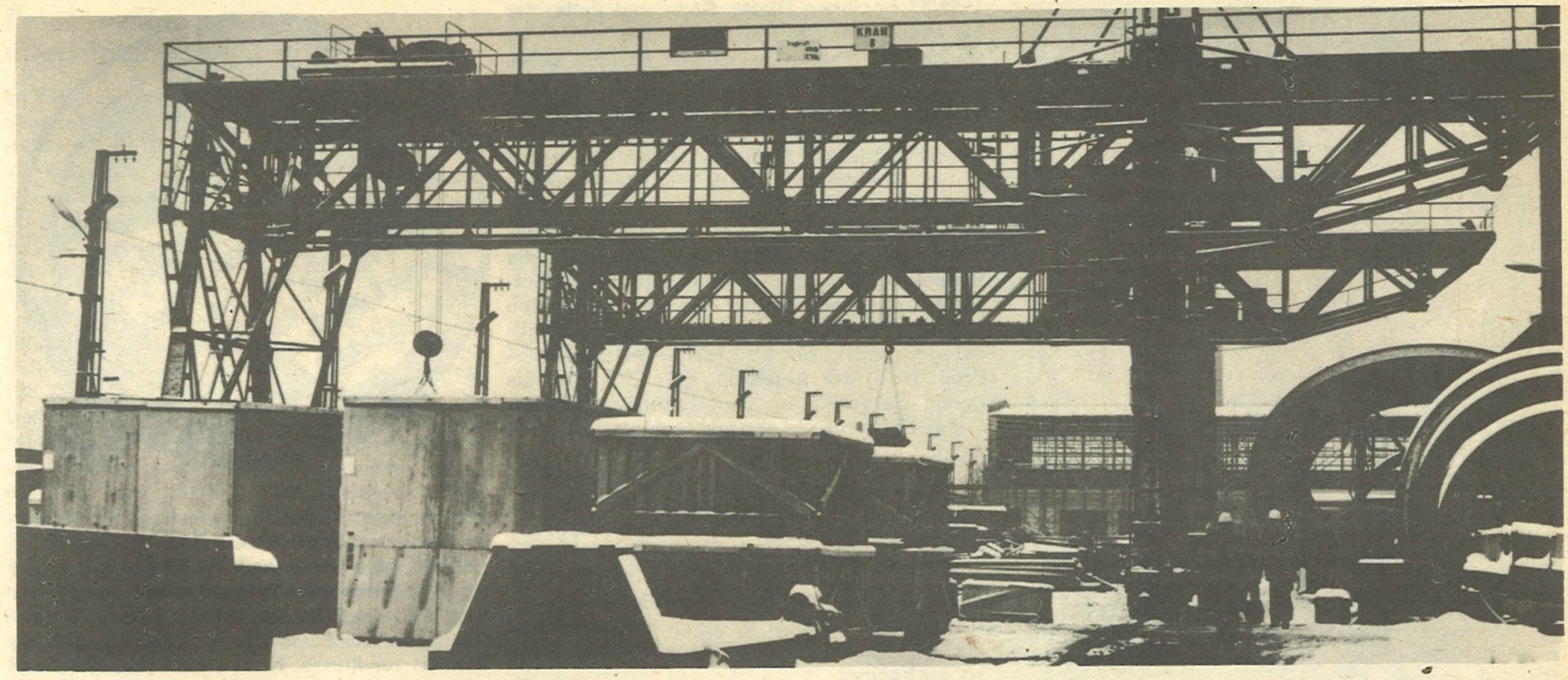
Dann werden sie wieder im Stahlbau gebraucht. Fünf Jahre ist Dieter stellvertretender Brigadier, dann übernimmt er die Leitung des Kollektivs. Gearbeitet wird rund um die Uhr, vierundzwanzig Stunden am Tag. Und damit der Brigadier jeden Arbeiter einmal täglich zu Gesicht bekommt, fängt er schon kurz nach fünf mit der Schicht an, obwohl seine Arbeitszeit später beginnt.

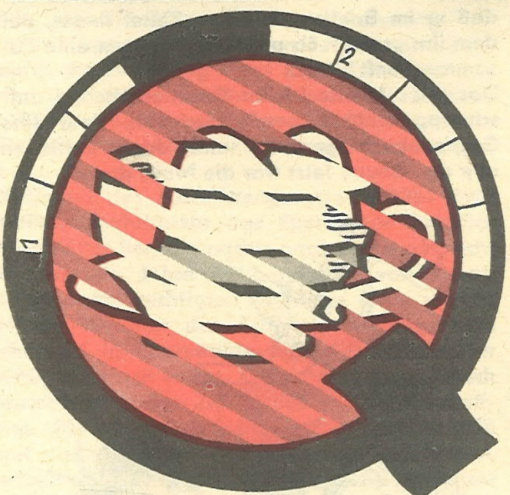


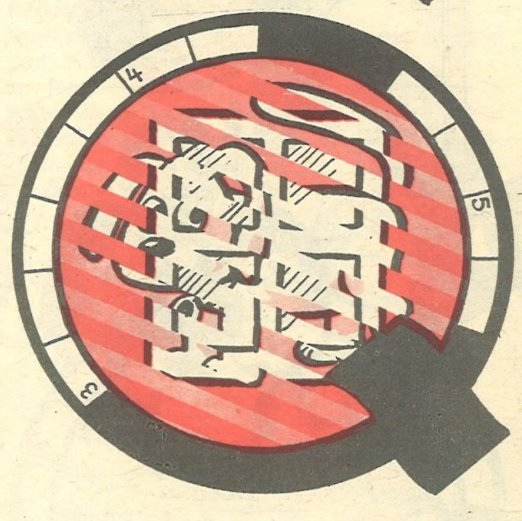
Die Brigade Seegert hat einen guten Namen im Kranbau. Sie produziert einen Teil der Fahrgestelle, hilft also den „Vögeln" auf die Beine. Auch sie haben ihren Anteil daran, daß jeder Kran mit einem großen, dicken „Q" im Frachtbrief seine Reise antritt. Bodo hält den direkten Kontakt zur Klasse. Nicht selten kommt es vor, daß er im Briefkasten einen Zettel findet, auf dem ihn „seine" 6b um Hilfe oder um eine Zusammenkunft bittet.

Das alles konnte ich im Traditionszimmer aufschnappen. Nun wurde noch ein Foto fürs Gruppenbuch gemacht und dann verließen alle den Raum. Jetzt war die Maus dran!









Hühnchenrupfen mit einem Tierfänger

Aber auch über die Kisten fielen sie her. Eine hatte sich bereits durchgeknabbert und im letzten Augenblick erwischte ich sie noch am Schwänzchen. Das hätte ihr so passen können: Ein Mäuse-Sommer-Urlaub am Schwarzen Meer, in Afrika oder Südamerika!

Im letzten Winterschnee entdeckte ich noch eine Spur. Sie führte schnurstracks zu einem großen Kran, der ebenfalls auf dem Betriebsgelände steht.

Mit seiner Hilfe montiert man die frischgebauten Krane teilweise zusammen, um zu sehen, ob auch alles richtig paßt. Dann werden sie wieder zerlegt.

Auf diesen Kran kletterte mein Mäuschen rauf. Nun hatte es keine Gelegenheit mehr zu entweichen. So kam es, daß am späten Nachmittag alle Mäuschen wieder beisammen waren. Ich wollte mich heimlich aus dem Betrieb schleichen, aber daraus wurde nichts.

Am Werktor standen drei kräftige Männer, Stahlbauer – der Brigadier und seine beiden Kollegen, die ich schon aus der Werkhalle und dem Traditionskabinett kannte.

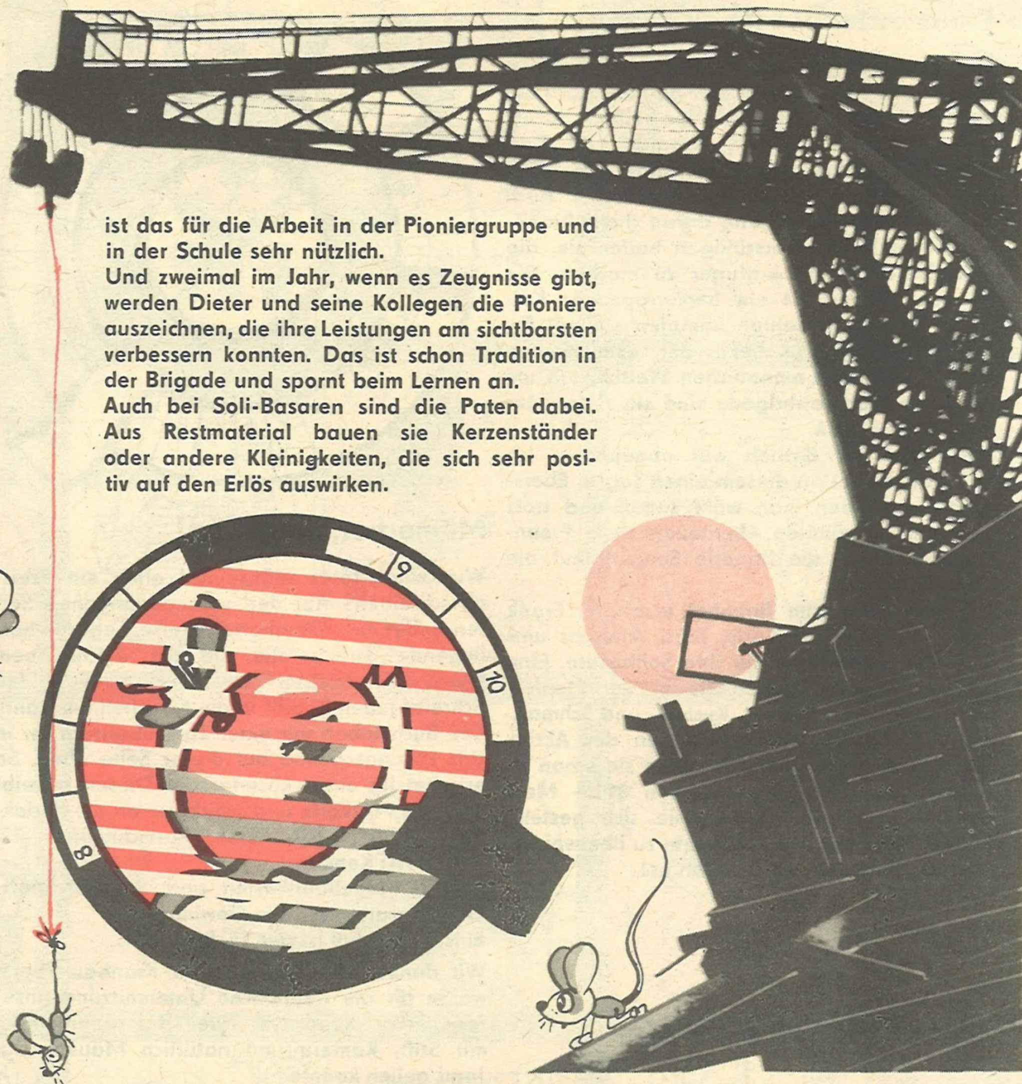
„Nun hör mal zu, du Tierfänger", sagte Dieter Seegert, „unser ökonomischer Direktor hat noch ein Hühnchen mit dir zu rupfen.

Immerhin hast du uns rund eine Stunde von der Arbeit abgehalten." Dieter und Bodo nahmen mich in die Mitte und ich landete in einem großen Büro. Hinter dem Schreibtisch saß ein Mann in den besten Jahren, ungefähr so alt



Ich setzte meine Jagd im Freien fort. Zunächst auf der Verladestation. Dort werden die Krane auf Eisenbahnwoggons gepackt. Um einen einzigen Kran auf die Reise zu schicken, werden im Durchschnitt 25 Waggons benötigt. Viele Teile sind in Kisten, aber die großen Brocken liegen so drauf. Und auf diesen Teilen tummelten sich meine Mäuschen.



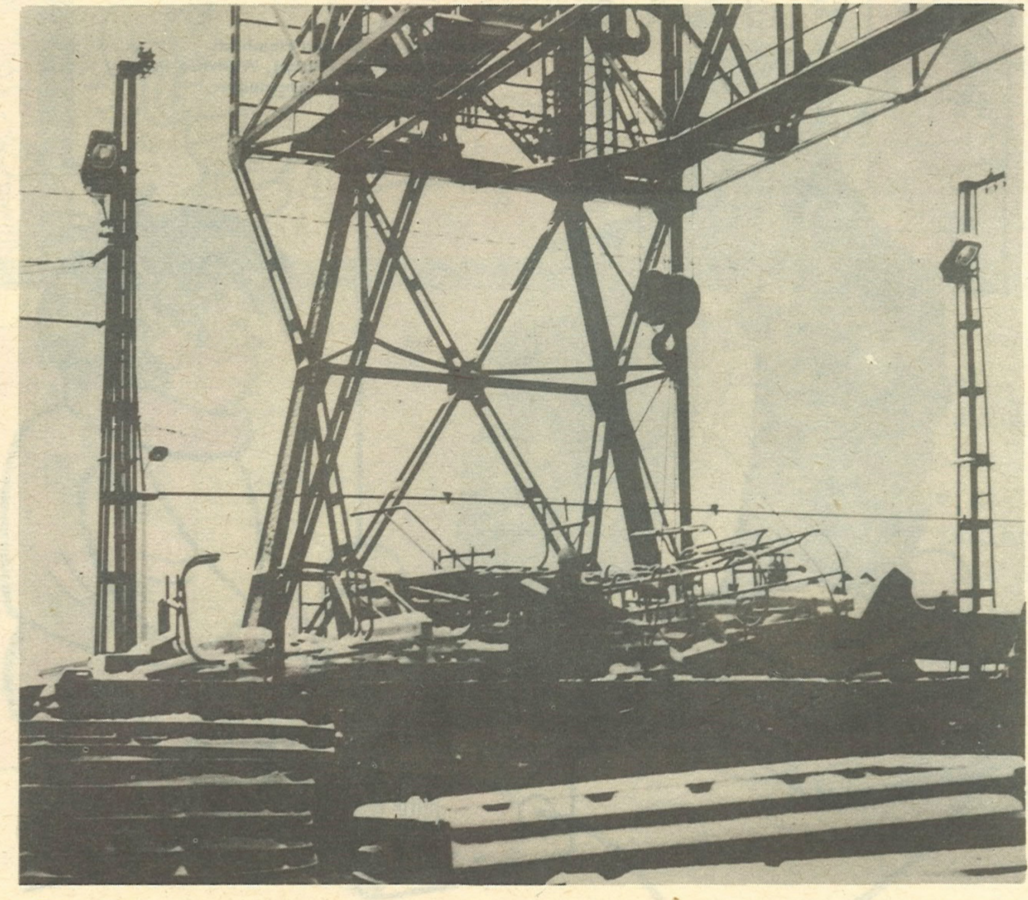


ist das für die Arbeit in der Pioniergruppe und in der Schule sehr nützlich.
Und zweimal im Jahr, wenn es Zeugnisse gibt, werden Dieter und seine Kollegen die Pioniere auszeichnen, die ihre Leistungen am sichtbarsten verbessern konnten. Das ist schon Tradition in der Brigade und spornt beim Lernen an.
Auch bei Soli-Basaren sind die Paten dabei. Aus Restmaterial bauen sie Kerzenständer oder andere Kleinigkeiten, die sich sehr positiv auf den Erlös auswirken.

wie die Arbeiter, die mich erwischt hatten. Sein Name: Eckhard Hardphiel, sein Beruf: Stahlbauschlosser, seine Tätigkeit: Ökonomischer Direktor.
Auch er hatte in den Jahren 1953/54 im Betrieb gelernt, leistete dann seinen Ehrendienst bei den bewaffneten Organen und arbeitete danach im Kranbau. Dann kam das erste Studium, dann das zweite und schließlich seine heutige Funktion. Verantwortlich ist er für alle ökonomischen und sozialen Fragen und Probleme, die seine rund 3 500 Kollegen haben. Aber auch für die Planerfüllung, die Materialökonomie und vieles, vieles andere.
Nun konnte ich mir was anhören. „Du bist also der Clown, der mit seiner mißglückten Mäusedressur die ganze Produktion aufgehalten hat. Bis zum X. Parteitag der SED wollen wir eine zusätzliche Tagesproduktion schaffen, und das bedeutet für unseren Betrieb einen kompletten Kran mehr als geplant. Da muß jede Stunde, jede Minute genutzt werden." Ich guckte wie ein begossener Pudel auf die Erde. „Du hast Glück", fuhr er fort, „daß du dir die Brigade Seegert für deine Spielchen ausgesucht hast. Sie haben versprochen, die Zeit wieder rauszuholen, und darauf kannst du dich verlassen." Die Arbeiter nickten. Ich stammelte eine Entschuldigung. Eckhard Hardphiel lächelte. „So einen ulkigen Typ wie dich hatten wir noch nie in unserem Betrieb." Jetzt strahlten alle, und mir wurde langsam wieder wohler.

Stahlbauer kümmern sich

Im Büro des Ökonomischen Direktors saßen wir noch eine ganze Weile zusammen. Die Arbeiter erzählten nicht nur von ihrer Arbeit, auch von der Patenklasse und wie sie sich die Zusammenarbeit mit der 6b in Zukunft vorstellen. Den Gruppenratsvorsitzenden wollen sie mal zu einer Brigadeversammlung einladen, damit er sieht, wie man eine Brigade leitet, wie man Probleme klärt, Aufgaben bespricht und sich um jeden einzelnen kümmert. Sicherlich

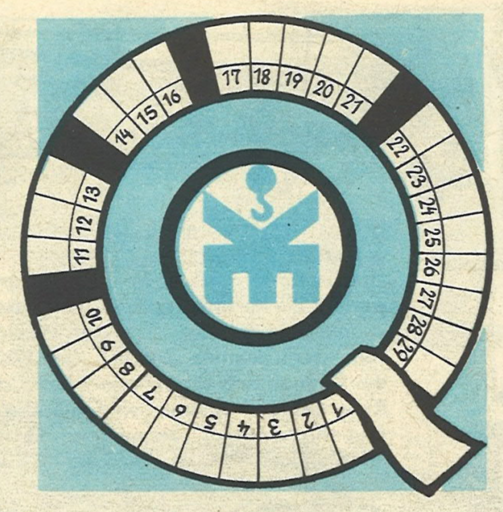


Weltmeister im Heben

Der „Kondor“ ist nur einer von verschiedenen Kranen aus dem Eberswalder Betrieb. Auch die anderen haben Vogelnamen. Sie heißen „Sokol“ und „Albatros“, „Reiher“, „Kranich“ und „Kormoran“. Im Dezember 1980 wurde der 1 700. Kran an die Sowjetunion ausgeliefert. Auch die Brigade Seegert hatte daran ihren Anteil. Mit vielen Neuerervorschlägen halfen sie, die Krane leichter und kräftiger zu machen. Die Brigade Seegert ist ein hervorragendes Kollektiv. Seit zwölf Jahren kämpfen sie mit Erfolg um den Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ und beim monatlichen Wettbewerb um die beste Stahlbaubrigade sind sie stets unter den ersten dreien.

Meine Zeit im Betrieb war abgelaufen. Ich hatte viel erlebt an diesem einen Tag in Eberswalde, das kann man wohl sagen und trotz meines verunglückten Abenteuers neue Freunde gefunden – die Brigade Seegert und die Pioniere der 6b.

Auf dem Weg zum Bahnhof erzählten Frank und Ingo, Uwe und Antje, Jana, Andreas und Olaf von vielen Ideen für ihre Solibasare. Eine Spielzeugtombola hatten sie in der Pionierfreundschaft veranstaltet, Kuchen- und Schmalzschrippen-Basare durchgeführt. In der Aktion „Schulhefte für Vietnam“ konnten sie schon im Januar das stolze Ergebnis von 811,– Mark verkünden. Als Ziel haben sie sich gestellt, 1 500,– Mark auf das Soli-Konto zu überweisen. Und ich bin sicher, sie schaffen es!



Mitmacher, hergehört!

Was wäre Tütes Mäusejagd ohne ein Preisausschreiben? Auf den vorangegangenen Seiten findet ihr „rätselhafte“ Kreise. Legt die beiliegende Streifenfolie auf die Zeichnungen. Durch Verschieben entstehen zwei Bilder. Schreibt jeden Begriff in die Kästchen am Rand. Die Buchstaben mit einer Zahl übertragt ihr in das Lösungsschema auf dieser Seite oben. So erhaltet ihr einen Lösungssatz. Diesen schreibt auf eine Postkarte und schickt sie an die Redaktion „Frösi“, 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Kondor.

Spiele, Modellbaukästen und Sommer-Sport-Geräte warten auf die Gewinner.

Einsendeschluß ist der 15. Mai 1981.

Wir danken den Kollegen im Kranbau Eberswalde für die freundliche Unterstützung unseres „Frösi“-Reporters Tüte, der wohlbehütet mit Stift, Kamera und natürlich Mäusen auf Jagd gehen konnte.

Text: Frank Frenzel
Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Werkfotos (Farbe), Waltraud Peters
Gestaltung: Jürgen Schumacher

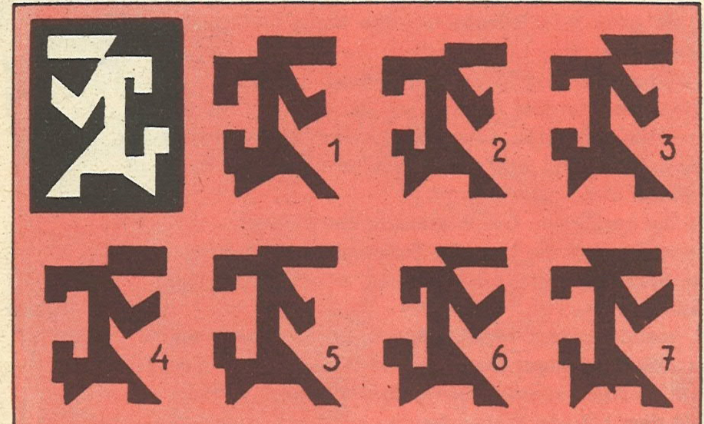




AUS ZWEI MACH EINS

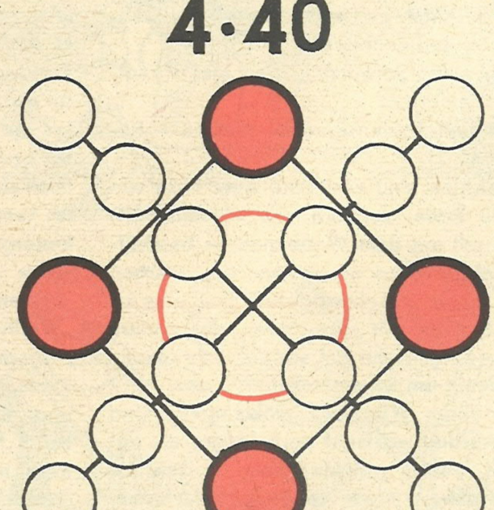
Welche Bildhälften gehören hier zusammen?

SCHULE



Diese sieben Figuren sehen fast gleich aus. Welche entspricht genau dem Spiegelbild?

4·40



Die Zahlen 0–15 setzt so in die Felder ein, daß die Summe der sechs Zahlen der beiden Diagonalen jeweils 40 ergibt. Das gilt auch für die vier Zahlen in den roten Feldern und die vier in den Mittelfeldern.

Zeichnungen: Otto Sperling

Auflösung:
Bildhälften: 1-20; 2-14; 3-16; 4-15; 5-21; 6-10; 7-18; 8-19; 9-12; 11-22; 13-17.
Gleiche Figuren: Figur 6.



Zeichnung: Karl Fischer

+++ WETTER-BERICHT +++

(Neue Ausgabe)

Michael Möller, genannt Meiki, ist ein kluges Kerlchen. Das werde ich beweisen.

Aber auch andere Leute haben ihren Kopf nicht nur, um ihn mehr oder weniger oft zum Friseur zu tragen. Sie bauen beispielsweise Hochhäuser, die bis in die Wolken hineinragen und Satelliten, die genau erkunden, was sich da oben zusammenschiebt. Besonders kühne Männer steigen ins Raumschiff und damit noch höher hinauf.

Das, was von oben herunterfällt, muß Herr homo sapiens allerdings hinnehmen wie es kommt: Sonne, Regen, Hagel, Schnee und Sturm.

Natürlich versucht er, mit Sonnenöl, Regenmänteln und langen Unterhosen, mit Schneepflügen und Flüchen gegen die himmlischen Mächte zu kämpfen. Das Endergebnis des Wett(er)kampfes steht von vornherein fest. Wenns hoch kommt, dann steht's 0:0.

Wenn aber ein Tief naht, kann kein Mensch das ändern. Wetter auf Bestellung gibts nur bei der Regentrude oder in anderen Märchen.

Folgende Meldungen jedoch sind wahr:

Väterchen Frost durch künstlich erzeugten Nebel von Rebstöcken und Blumenbeeten ferngehalten!

Mit chemischen Ladungen ins Schwarze gezielt und Hagelwolken in alle Winde zerstreut!

Himmel mit Silberjodid und Kohlensäure beschossen – Regen fiel aus allen Wolken!

Nochmals: Diese Nachrichten sind echt echt. Aber nicht von Wettermachern war die Rede, sondern von Wissenschaftlern, die sich experimentell mit dem Wettermachen beschäftigen. Und das ist ein Unterschied mindestens wie zwischen einem Atemhauch und einem Raketenrückstoß. Das eine ist selbstverständlich und beliebig oft vorzuführen, das andere kostet gewaltige Anstrengungen und viel, viel Geld. So können die Forscher wohl ein wenig am Barometer drehn, aber nicht die Naturgesetze nach ihren Wünschen umkrempeln. Und auf zwei Schlagzeilen werden wir wohl noch länger als auf einen warmen Sommer warten müssen: Regenwolken ins Dürregebiet gelockt! Kräftiges Hoch gezwungen, Urlauber nach Niederschlägen zu entschädigen!

Wie gesagt: Noch ist Mutter Natur klüger als ihre Kinder. Und die sind nicht so dumm, das nicht zu begreifen. Trotzdem beschränken sich die Menschen nicht darauf, die Schätze der Natur zu nutzen und ihre Schönheiten zu besingen. Sie pfuschen ihr auch ins Handwerk. Beispielsweise, indem sie leichtsinnig riesige Wälder abholzen und so den natürlichen Wasserhaushalt zerstören. Wenn kein Baum, Strauch oder Gras die Erde am Boden festhält, macht sie sich aus dem Staub. Und der Staub lagert sich in der Atmosphäre ab. Dort befinden sich auch die ungeheuren Kohlendioxydmengen, die bei der Verbrennung von Kohle, Erdöl, Erdgas und Holz entstehen. Dazu gesellen sich industrielle Schadstoffe, Stickoxyde, Methane, Schwefelverbindungen und atomarer Chlor. Langsam wächst unserer lieben Erde so eine wärmeundurchlässige Hülle.

Wissenschaftler haben errechnet, daß eine Verdopplung der Kohlendioxydkonzentration in der Luft die Temperaturen um 2 bis 3 Grad steigern würde. Und – wenn das so weitergeht – es in hundert Jahren überall 10 Grad wärmer als heute wäre.

„Au, fein, da gibts öfter hitzefrei", sagte Meiki Möller, als er das hörte. Aber weil er, wie schon erwähnt, ein kluges Kerlchen ist, hatte er auch Bedenken: „Mann, da seh ich ja alt aus. Wenn der Nordpol schmilzt und die Ostsee vielleicht bis auf den Alex schwappt, dann kann auch ville mehr Wasser verdunsten, dauernd wird's regnen. Und die Wüste sieht noch viel wüster aus. Und –"

Ich konnte ihn beruhigen. Die Wissenschaftler sind auch dahintergekommen, daß die bewußte Erdumhüllung möglicherweise die Sonnenenergie bremsen und alles beim alten bleiben würde.

„Weißte", meinte darauf Meiki, „das Beste wird sein, die Menschen wirbeln weniger Staub auf. In diesem und jenem Sinne. Und züchten stattdessen frostbeständige Kartoffeln und so. Mit dem bißchen Wetter werden wir dann schon fertig."

Recht hat er.

Katharina Schulze

SCHULHOF SO oder SO



Falko Bauer, 10 Jahre alt, erklärt uns mit viel Engagement das Messeexponat der Klassen 4b und 5b der Wilhelm-Pieck-Oberschule in Golßen. Es ist ein schöner, freundlicher Schulhof!
Nun war der Schulhof in Golßen bislang nicht gerade unfreundlich, aber er war langweilig, ausgesprochen langweilig! Man konnte nichts weiter anfangen, als in der Pause herumlaufen.
Angeregt durch die „Trommel" begannen sich die Pioniere der 4b und 5b Gedanken zu machen und entwarfen das Modell eines Schulhofes, auf dem man in der Pause tatsächlich etwas anfangen kann. Ich kann euch sagen, da rauchten die Köpfe, ehe alle Ideen, so wie sie jetzt im Modell zu sehen sind, „ausgesponnen" waren. Dabei gingen die Pioniere einfach davon aus, was sie und ihre Freunde in einer Schulpause gern alles machen würden. Ergebnis dieses Knobelns – Tischtennisplatten, Maltafeln, Murmeltische, Korbballringe, Boxbirnen, Zielwurfscheiben, Kettenkarussell, Sitzbänke und Mappenbänke laden zur Betätigung ein.
Nun stellt euch mal vor, welche Möglichkeiten sich aus so einem Schulhof für alle Schüler ergeben. Die Schulpause wird zu einer echten Erholungspause! Und Jochen, der in der Pause mit seiner Kraft immer nicht wußte wohin, geht jetzt an die Boxbirne, reagiert sich kurz ab und hat es einfach nicht mehr nötig, die Mädchen der unteren Klassen zu schubsen. Toll, was?
Das fanden die Mädchen und Jungen auf der MMM auch, denen Falko das selbstgebaute Modell erklärte. Am 1. September soll der Schulhof nach dem Modellentwurf fertig gestaltet sein. Vieles wollen die Pioniere an ihrem schönen Schulhof selbst bauen. Aber auch die Patenbrigaden und Eltern werden tüchtig mithelfen.
Viel Erfolg und schöne Schulpausen!
Wer sich für das Modell des Schulhofes interessiert, schreibt an: Station Junger Naturforscher und Techniker, 7960 Luckau, Hoher Weg 5.

Zeichnung: Fred Westphal

Striche auf ein Mal ziehen. Durch kräftiges →





FRÖSI-LESER



Kindheit auf der Straße.
Millionen Kinder müssen in der Welt hungern!
Millionen Kinder kennen keine Schule und keine ärztliche Fürsorge! Viele von ihnen haben keine Eltern!
Viele Kinder müssen mehr als acht Stunden arbeiten!
Trotzdem reicht das Geld nicht für Essen, Kleidung und eine menschenwürdige Behausung, denn sie sind obdachlos! 7 500 000 Kinder starben in den letzten zehn Jahren in Lateinamerika.
52 Millionen Kinder müssen arbeiten um überhaupt leben zu können. Darüber empöre ich mich.
Ich will, daß alle Kinder der Erde genau so gut leben können, wie wir Kinder in der DDR.
Deshalb übe ich Solidarität.
An Kinderarbeit, Not, Elend, Tod und Hunger ist nur der Imperialismus schuld.

Sabine Kulske, 1291 Ahrensfelde

Im Sommer 1979 war ich fünf Wochen in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" am Werbellinsee. Dort lernte ich viele Kinder aus imperialistischen Ländern kennen. Viele von ihnen erlebten zum ersten Male richtige Ferien. Ihre „Kindheit" verbringen sie auf der Straße. Diese Kinder tun mir sehr leid. Ihnen fehlt die Geborgenheit. Sie fühlen sich ausgestoßen und vernachlässigt. Wenn nicht so viel Geld für Rüstung ausgegeben werden würde, könnte man doch so viele Schulen, Kinderheime und Kindergärten bauen. Damit wäre diesen Kindern und deren Eltern viel geholfen.

Kati Wetzel, 8021 Dresden





KLAGEN AN!



Wir sind zwölf Jahre alt und heißen Annett Sommer und Ina Boden. Wir wohnen in Radeberg und gehen in die 7. Klasse. Unsere Meinung zu den Fotos ist:

1. Diese Kinder leben unter unmenschlichen Bedingungen. Wenn man sich überlegt, wie wir Pioniere in der DDR fröhliche Ferien verleben. Wir bekommen unsere Schulunterrichtsstunden kostenlos. Aber diese Kinder können weder lesen noch schreiben. Diese Kinder haben wahrscheinlich keine Eltern, darum müssen sie sich auf der Straße etwas zu essen stehlen. Sie haben kein Bett und darum müssen die Kinder unter Pappkartons schlafen. Manche Eltern schmeißen ihre Kinder auf die Straße, weil sie Geldsorgen haben und sie können die eigenen Kinder nicht ernähren. Diese Bilder sind eine Anklage gegen den Imperialismus.

2. Wir möchten ihnen sagen, daß sie genau so gut leben können wie wir und daß sie später auch einen guten Beruf erlernen sollen. Sie sollen auch wie wir die Schulferien gut verleben. Aber das kann nur geschehen, wenn die Menschen in ihren Ländern sich alle zusammenschließen und die Ausbeuter verjagen.

3. Sie führen kein schönes Leben. Die Kinder der Arbeiter sowie die Arbeiter selbst müssen sich (bei manchen Familien) von der Straße ernähren durch Stehlen. Die Kapitalisten, die eine Fabrik besitzen, setzen die Arbeiter auf die Straße ohne Lohn. Die Arbeiter sind dann arbeitslos und können ihre Familie nicht ernähren. Uns empört, daß die Kapitalisten kein Herz für die Kinder haben, denn sonst würden sie die Arbeiter nicht aus der Fabrik rausschmeißen.
Trotz des Jahres des Kindes wurde für diese Kinder nichts getan. Das empört uns sehr.

Ina Boden, Annett Sommer



Fotos: ADN/ZB

Frank Schumann

Der schwimmende Pionierpalast

Wir haben das Jahr 1955 und seit sechs Jahren gibt es die DDR. Seit sechs Jahren schon besitzen also die Arbeiter und Bauern in diesem Land die Macht. Karl Mewis trug zu jener Zeit mehr Verantwortung als andere, denn an der Tür vom Arbeitszimmer hing ein Schild. Darauf stand: 1. Sekretär der Bezirksleitung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Die Partei hatte ihn nach Rostock geschickt.

An den Fensterscheiben liefen kleine Wassertropfen hinunter, es nieselte ein wenig an einem trüben Novembertag. Ab und zu grunzte unten auf der Warnow eine Schiffssirene, die die Seeleute Typhon nennen. Das waren die einzigen Geräusche, die ins Zimmer von Karl Mewis drangen.
Plötzlich klopfte es. Karl Mewis hob den Kopf. „Ja, was gibt's?"
Ein Kopf erschien hinter der Tür. Der gehörte zur Sekretärin im Vorzimmer. „Genosse Mewis, hier sind einige Pioniere, die Dich sprechen wollen. Ich habe ihnen schon gesagt, daß Du im Moment keine Zeit hast und daß sie ein andermal wiederkommen sollen. Aber sie gehen einfach nicht."
Das Gesicht von Karl Mewis legte sich in freundliche Falten. „Na, schick' sie schon rein. Wird wohl etwas Wichtiges sein!"
Der Kopf verschwand. An der gleichen Stelle tauchte ein langer Junge auf mit einer Igelfrisur. Um den Hals hatte er ein blaues Tuch geknotet. Langsam trat er ins Zimmer. Ihm folgten ebenso vorsichtig weitere Thälmannpioniere, die sich geradezu scheu umsahen.
„Na, draußen seid ihr aber offenbar mutiger gewesen!" Karl Mewis gab jedem die Hand. „Setzt euch!" Einladend wies er auf die Sesselrunde.
Als alle saßen und keiner etwas sagte, blickte Karl Mewis zu dem Langen, der vielleicht zwölf Jahre alt sein mochte. „Schieß los, Großer, wo drückt der Schuh?"
„Genosse Mewis, wir möchten in Rostock auch einen Pionierpalast..."
Karl Mewis mußte erst einmal tief Luft holen. „Einen Palast, soso. Ja, habt ihr den schon einmal überlegt, wo wir den hernehmen sollen?" Er blickte fragend in die Runde.
Die Kinder senkten betroffen die Köpfe. Nein, das hatten sie nicht.
Schon wollten sie sich schamrot von ihren Plätzen erheben und das Zimmer verlassen, da sagte Karl Mewis mit ruhiger Stimme: „Sagt mal, Kinder, muß es denn überhaupt ein Palast sein? Reicht nicht auch ein Pionierhaus oder so etwas ähnliches?"
Alle nickten heftig. Na klar. „Also gut", sagte Karl Mewis, „ich laß mir das mal durch den Kopf gehen und spreche mit den anderen Genossen."
Zwei Minuten später saß der 48jährige Karl Mewis wieder allein in seinem Sessel. Die Gäste waren weg, zurückgeblieben war das Problem. Pionierpalast, Pionierpalast, Pionierpalast ging es immerzu im Kopf von Karl Mewis. Selbstverständlich brauchten die Pioniere ein eigenes Gebäude. Aber woher nehmen?
Als suchte er hier eine Antwort, wanderte der Blick von Karl Mewis durchs Zimmer und blieb schließlich an dem Bild an der Stirnseite des Raumes haften. Es war das Porträt von Wilhelm Pieck, dem Präsidenten. Über das Gesicht von Karl Mewis huschte ein Lächeln. Immer wenn er intensiv auf diese Fotografie schaute, fiel ihm eine bestimmte Geschichte ein...

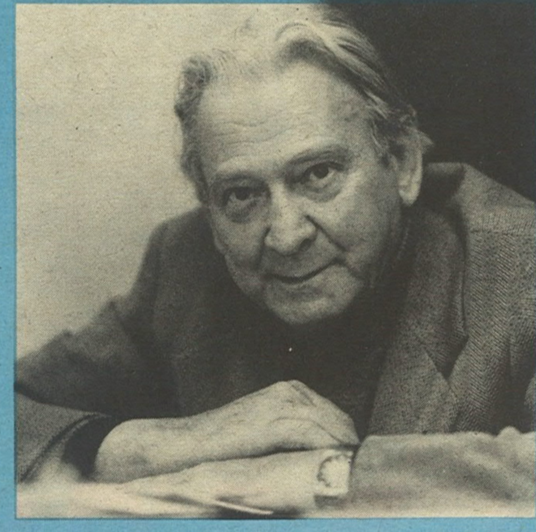


Foto: Harald Almonat

Es war im Herbst 1950. Stellvertretend für Kurt Bürger, dem 1. Sekretär der Landesleitung Mecklenburg (zu jener Zeit war die Republik nicht in Bezirke sondern in Länder gegliedert), war Karl Mewis nach Berlin zu einer Beratung gefahren. Beiläufig sprach man dort auch darüber, was man Wilhelm Pieck zu seinem bevorstehenden 75. Geburtstag schenken sollte. Als Karl Mewis, der sich darüber noch keine Gedanken gemacht hatte, eine Antwort schuldig blieb, schlug Ernst Lohagen von der Landesleitung Sachsen vor: „Karl, schenkt doch Wilhelm ganz einfach einen Ochsen – ihr habt doch im Mecklenburger Wappen so ein Hornvieh!" Die anderen lachten: Warum nicht, das ist eine originelle Idee. Karl Mewis jedoch knirschte mit den Zähnen: Originell schon, aber nichts Besonderes!
Während der Rückfahrt überlegte er intensiv. Als er in Rostock aus dem Auto stieg, hatte er es: Wir schenken Wilhelm Pieck ein Schiff. Und nicht irgendeines, sondern ein Segelschiff. Ein Segelschiff für die Jugend, auf der der seemännische Nachwuchs für unsere Marine ausgebildet wird.
Die Genossen in Rostock wurden bald von der Idee angesteckt und durch die in der Nationalen Front vereinten Parteien und Massenorganisationen eine Bewegung ins Leben gerufen. In vielen freiwilligen Arbeitseinsätzen und durch zahlreiche Geldspenden kam schließlich die gewaltige Summe von mehr als einer Million Mark zusammen.
Am 3. Januar 1951, an seinem 75. Geburtstag, übergaben die Rostocker das auf der Warnow-Werft noch im Bau befindliche Schiff feierlich an Wilhelm Pieck. Planmäßig erfolgte am 26. Mai der Stapellauf der 35,5 Meter langen und 7,6 Meter breiten Schonerbrigg. Und dann passierte es: Es gab keinen Kapitän, der das Schiff hätte führen können! Seit Jahrzehnten schon fuhren ja nur noch Motorschiffe auf den Weltmeeren.
Durch Zufall erfuhr Karl Mewis, daß in Gehlsdorf, einem Rostocker Vorort, ein 68 Jahre alter Kapitän mit Namen Ernst Weitendorf lebte. Karl Mewis schickte sofort einen Wagen mit zwei Genossen nach Gehlsdorf. Der betagte Kapitän winkte aber ab. Die beiden boten ihre ganze Überzeugungskraft auf und konnten ihn schließlich doch noch erweichen.
Am 2. August 1951 fand die Jungfernfahrt statt. Mit Käpt'n Weitendorf, versteht sich. Aus Berlin waren Wilhelm Pieck, Franz Dahlem, Prof. Dr. Dr. Erich Correns und viele andere Persönlichkeiten angereist.
Nach der Begrüßung an Bord durch Karl Mewis und Kapitän Weitendorf legte das festlich geschmückte Schiff mit Dieselantrieb ab. Auf der Pier standen winkende Menschen.
„Sag' mal, Karl, euer Kapitän hat ja einen herrlichen Bart. Wie aus dem Bilderbuch!" Wilhelm Pieck strahlte mit der Sonne am blauen Sommerhimmel um die Wette.
„Hm", antwortete etwas einsilbig Karl Mewis, „aber der hat nicht nur Haare im Gesicht, sondern auch noch welche auf den Zähnen!"
„Wieso das?" Wilhelm Pieck schmunzelte noch immer.
„Er will keine Segel setzen lassen, wenn Du an Bord bist. Er könne das, so meint er, auf keinen Fall verantworten. Die Matrosen hätten keine Segelpraxis... Ich konnte ihn jedenfalls nicht bewegen." Resigniert zuckte Karl Mewis mit den Achseln.
„Na, laß man, Karl. Ich rede mit ihm selber." Der weißhaarige Präsident klopfte Karl Mewis beruhigend auf die Schulter und stieg hinauf zur Kommandobrücke. Karl Mewis blickte ihm skeptisch hinterher. Was er dachte, konnte man an seinem Gesicht ablesen: Wilhelm, den schaffst du auch nicht!
Kurze Zeit später tauchte Wilhelm Pieck in der Nock auf. Grinste und streckte den Daumen der rechten Hand triumphierend in die Höhe. Im selben Augenblick tönte es über Deck: „Segel setzt!" Über Karl Mewis Kopf begann das lose Segeltuch im Fahrtwind zu knattern. Dann blähten sich die gestrafften Segel, und das Schiff zog elegant vorbei an der Mole von Warnemünde, hinaus auf das offene Meer...

Karl Mewis schlug sich in seinem Zimmer an die Stirn. Natürlich, das war es! Warum er nicht gleich darauf gekommen war. Die „Vorwärts", ein altes Frachtschiff, sollte abgewrackt und verschrottet werden. Für die Schiffahrt war sie nicht mehr geeignet. Aber man könte sie doch umbauen – zu einem Pionierschiff!
Sofort rief er in der Werft an. „Genossen, die Pioniere waren bei mir, wollen einen Palast. Nun denke ich mir, daß man die ‚Vorwärts'..."
Die Stimme am anderen Ende der Leitung wurde etwas lauter. „Karl, du spinnst. Ja, das Ding mit dem Segelschiff haben wir auch gedeichselt, aber das war etwas anderes... Unmöglich..."
Her und hin, hin und her. Doch letztlich hatte Karl Mewis die besseren Argumente und vor allem: hinter sich die Pioniere!
Selbstverständlich kostete es viel Kraft und viel Arbeit. Aber am 1. Mai 1957 war es dann endlich soweit: Das Pionierschiff war fertig und wurde von Karl Mewis und Fritz Selbmann, einem Minister, der eigens aus diesem Anlaß aus Berlin herbeigeeilt war, an die Rostocker Pioniere übergeben.
Übrigens: Den schwimmenden Pionierpalast gibt es heute noch.

Mini stört die Maxi nicht

Text: Andreas Götze

Fotos: Karl-Heinz Friedrich, Werner Schulze

● *Ist Maxi dein Spitzname?*

Nein, mein richtiger Vorname, wenn auch ein seltener. Und er kam deshalb zustande, weil mein Vater gern einen Max, also einen Jungen haben wollte und Mutter ein Mädchen. Na – und als es dann ein Mädchen wurde, haben meine Eltern noch ein „i" drangehängt. Ab und an ruft mich auch mal jemand aus Spaß Max.

● *Wann fingst du an zu turnen?*

Als ich sieben Jahre alt war, schickte mich meine Mutter, die Sportlehrerin ist, ins Dynamo-Sportforum zum Turnen, weil ich zu Hause „nicht ausgelastet war". Ich hatte einen ziemlichen Bewegungsdrang. Frau Wille und Frau Biesel, meine ersten Übungsleiterinnen, haben mich für diesen Sport begeistert. Beim Beweglichkeitstraining merkte ich aber auch sofort, wie hart er sein kann.

● *War der Stufenbarren schon immer dein Lieblingsgerät?*

Ja, ich habe immer sehr gern daran geturnt, obwohl er nicht immer mein bestes Gerät war. Mir gefällt vor allem die Vielfalt der technischen Möglichkeiten an beiden Holmen.

● *Und an welchem turnst du lieber, am oberen oder unteren?*

Am oberen, weil da die Möglichkeiten am größten sind. Gerade in der letzten Zeit sind ja viele neue Elemente hinzugekommen, wie die Riesenfelge, verschiedene Flugelemente, Staldergrätschen. Man kann sich dort austoben. Das heißt aber nicht, daß der untere Holm eines Tages abgeschafft wird. Abgesehen davon, daß man laut Regelwerk an beiden turnen muß, braucht man ihn für vorbereitende Elemente, quasi als Startrampe für effektvolle Teile wie die Janz-Rolle oder die Flugbrücke.

● *Worüber ärgerst du dich?*

Na, in erster Linie, wenn ich meine Übung im Wettkampf nicht durchturne oder mich im Training an irgendwelchen Sachen festbeiße. Eine Zeitlang hatte ich Angst vor dem Doppelsalto rückwärts am Boden. Schließlich habe ich mich mit meinem Trainer ausgesprochen und es mir am Abend für den nächsten Tag fest vorgenommen – und dann auch geturnt.

● *Wieviel Klimmzüge schaffst du?*

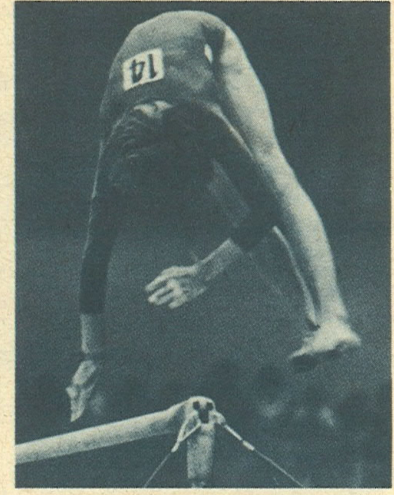
15 machen wir während des Krafttrainings, aber 20 traue ich mir durchaus zu.

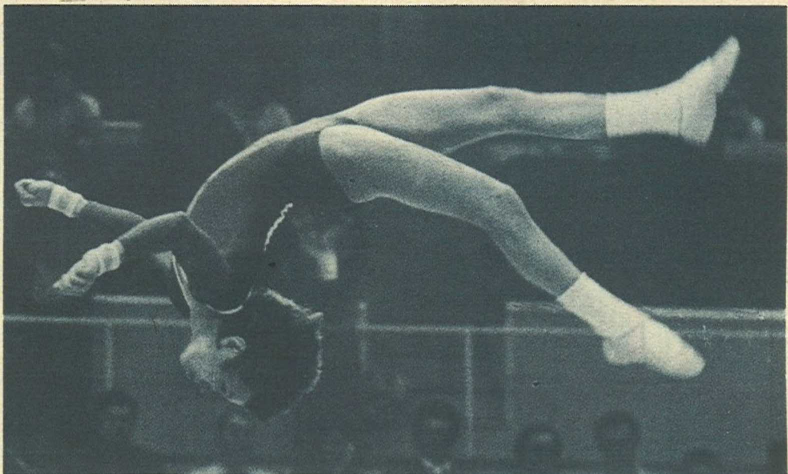
● *Wenn du groß und schwer wärst, für welche Sportart hättest du dich da entschieden?*

Wenn man beides nicht als Extreme auffaßt, sicher für die Leichtathletik, , für Hoch- oder Weitsprung. Außerdem gefällt mir auch das Eiskunstlaufen sehr.

● *Womit beschäftigst du dich in der Freizeit?*

Ich lese sehr gern, vor allem Tierbücher, und habe viel für Handarbeiten, für Stricken und Häkeln übrig.





● *Wie erlernst du solche schwierigen und nicht ungefährlichen Elemente wie den Salto auf dem Balken oder den Doppelsalto mit ganzer Längsdrehung am Boden? Hast du nicht Angst dabei?*

Man tastet sich ja Schritt für Schritt an die schwierigen Sachen heran vom Einfachen zum Komplizierten. Bei jeder Lernstufe kann man die verschiedensten Hilfsmittel nutzen. So turnte ich zum Beispiel den Tsukahara am Boden zuerst in einer Schaumstoffgrube, wobei die Akrobatikbahn auch noch überdurchschnittlich gut gefedert ist. Später kann man sich einen Schaumstoffblock in diese Grube legen, um annähernd auf der Absprungebene zu landen. Auch auf dem Trampolin kann man sich gut das Bewegungsgefühl erarbeiten. Den Salto am Balken probiert man anfangs am Boden, später auf einem Balken, der nur wenige Zentimeter hoch ist. Schließlich geht man auf den richtigen Balken, der mit einem Filzläufer bedeckt ist, oder man legt sich Schaumstoffblöcke in gleicher Höhe daneben. Es gibt viele Wege, einmal allerdings kommt der Punkt, wo Netz und doppelter Boden verschwinden, wo man sich überwinden muß, das schwierige Element unter Wettkampfbedingungen zu turnen. Den Zeitpunkt bestimme ich selbst, und je sicherer man technisch ist, je mehr Vertrauen man zu seiner Leistung hat, desto leichter fällt es einem.

● *Bist du musikalisch?*

Ja, als Turnerin muß man es auch, um die Bodenübung gut zu interpretieren, um Akrobatik und gymnastische Teile mit dem Rhythmus der Musik in Übereinstimmung bringen zu können. Auch sonst zur Entspannung höre ich gern Musik von Rock bis zu klassischen Werken.

● *Warum sieht man dich immer so ernst?*

Das liegt wohl daran, daß mich das Fernsehen immer unmittelbar vor der Übung zeigt, und da konzentriere ich mich sehr auf meinen Vortrag. Ähnlich ist es in den Wettkampfpausen, wo man sich ja in Gedanken und bei bestimmten vorbereitenden Übungen schon mit dem nächsten Gerät vertraut macht. Ansonsten lache ich gern. Im Training geht es nicht nur ernst zu, und wenn es dort gut läuft, freue ich mich genauso, wie ich mich bei einer Filmkomödie amüsieren kann.

● *Wieviel Paar Turnschuhe verbrauchst du im Jahr?*

Nur am Balken turne ich mit Schuhen, da die Gummisohlen bei den Salti zum Beispiel eine sichere Landung ermöglichen. Demzufolge komme ich mit zwei bis drei Paar im Jahr aus.

● *Bist du ehrgeizig?*

Ja, würde ich sagen. Wenn im Training mal etwas nicht klappt, ärgere ich mich sehr. Vor einigen Jahren gab es einmal eine Zeit, da traute ich mir den Doppelsalto am Boden nicht mehr ohne Hilfestellung zu. Ich habe mich mit dem Trainer ausgesprochen und einen ganzen Abend noch in Gedanken damit beschäftigt. Für den nächsten Tag nahm ich mir fest vor, ihn zu turnen – und habe es dann auch geschafft.

● *Frauen zeigen sehr riskante Elemente. Hast du manchmal im Wettkampf Angst vor dem Stürzen?*

Nein, wenn ich das hätte, würde ich schon mit Beklemmung an den Übungsteil herangehen und dann würde es garantiert nicht klappen. Ich denke bei so einem Teil auch nur an den technischen Ablauf, da bleibt kein Platz für irgendwie ein bißchen Angst. Außerdem ist es so, daß man ein riskantes Element erst in die Übung nimmt, wenn man es sicher im Training beherrscht, und dann besitzt man auch genügend Selbstvertrauen.

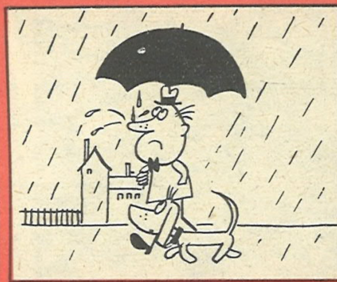
Maxi-Biographisches:

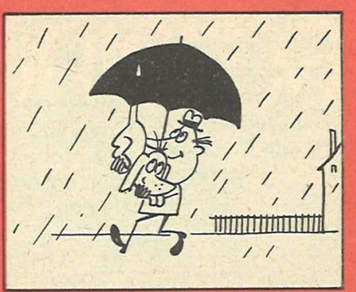
Geboren am 10. Oktober 1964 in Berlin; 1,46 m groß, 32,5 kg schwer; Oberschülerin; Trainer: Jürgen Heritz; 5 Wettkampfjahre; sportliche Erfolge: 1977 dreifache Spartakiadesiegerin; 1979: DDR-Meisterschaft: Erste am Boden und Stufenbarren, Zweite im Mehrkampf und beim Sprung; Europameisterschaft: Zweite im Sprung, Dritte am Stufenbarren, Sechste im Mehrkampf; Weltmeisterschaft: Gold am Stufenbarren, Silber im Mehrkampf, Bronze mit der Mannschaft; 1980: Olympische Spiele: Olympiasiegerin am Stufenbarren, Zweite im Mehrkampf und am Boden, Dritte mit der Mannschaft, Vierte am Boden, Sechste beim Sprung, DDR-Sportlerin des Jahres 1980

Maxi Gnauck

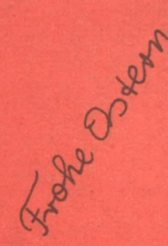
Autogramm-Adresse:
Maxi Gnauck, SC Dynamo Berlin, 1125 Berlin, Steffenstraße, Sektion Turnen

Zeichnung: Jürgen Schumacher

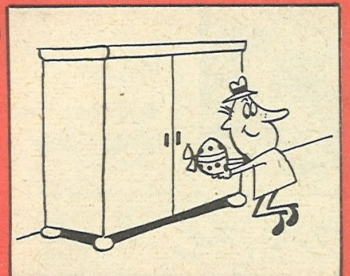
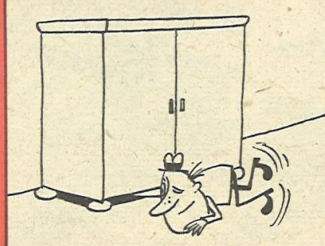



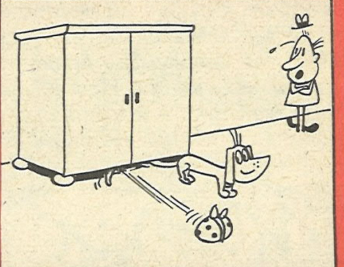


Abgedichtet



Frohe Ostern

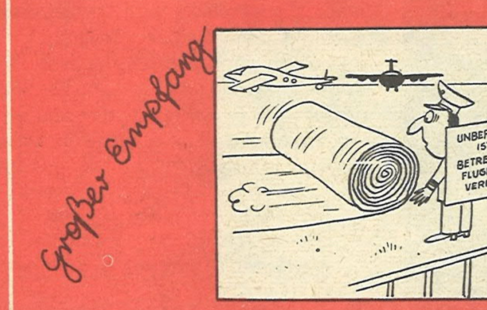



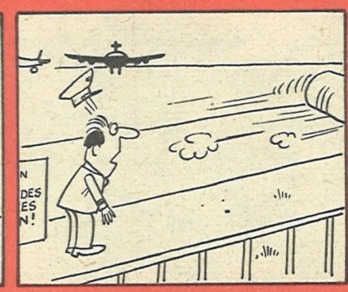
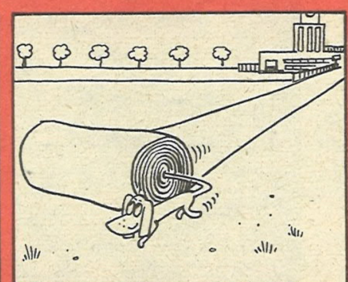
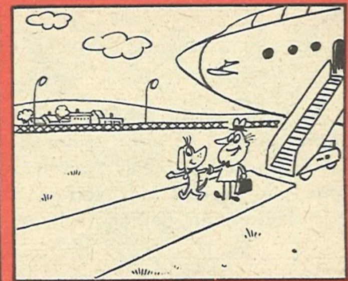


ALI und ARCHIBALD

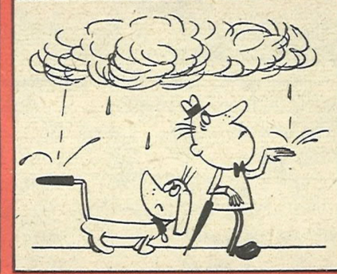
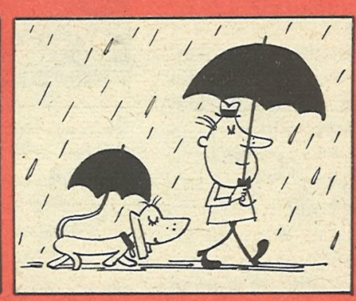
von Horst Alisch

Großer Empfang

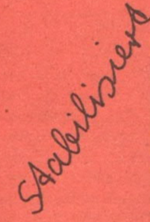


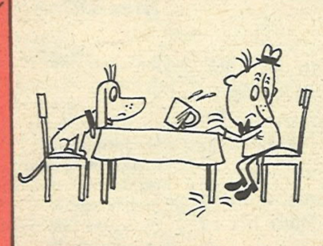
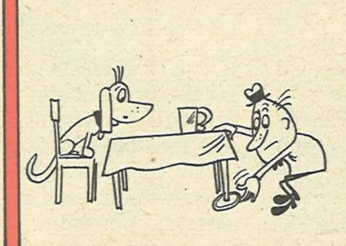
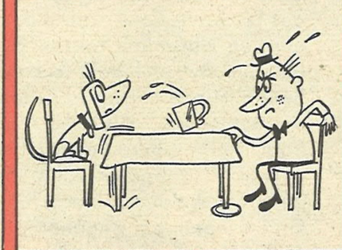
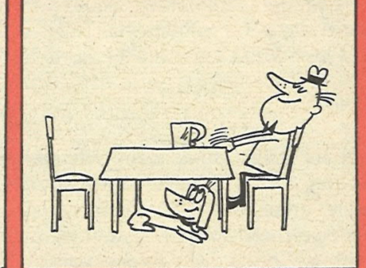


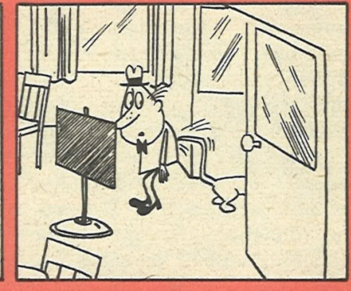
Hundewetter



Stabilisiert




Überbrückungszeit

Als wir zu Herta Günther ins Atelier kommen, begrüßt sie uns freundlich und führt uns in den Arbeitsraum. Dort stehen mehrere Tische, bedeckt mit den Arbeitsmaterialien des Zeichners und Druckers, Stifte, Pinsel, Papiere, Stichel, Schaber, Nadeln, Büchsen, Tuben und Gläser voller Druckfarben. Metallplatten mit blinkenden Oberflächen und solche, die stumpf aussehen, aufgerauht, voller Narben. Manche Stellen scheinen höher, manche tiefer zu liegen. Als wir näher herangehen, schließen sich diese Stellen zu einem Motiv zusammen: Häuser, Bäume, eine Straße, eine Brücke. Neben der Metallplatte liegt ein farbiges Blatt: Häuser, Bäume, eine Straße, eine Brücke – der Abdruck der Metallplatte. Keine grellen Farben, sondern helles Grau, Grüngrau, ein bißchen Braun. Eine Vorfrühlingsstimmung, die Ahnung des Frühlings in den noch winterlichen Straßen der Vorstadt.
Herta Günther ist Malerin und Grafikerin. Sie beherrscht alle künstlerischen Drucktechniken, aber Meisterin ist sie in der Kunst der Radierung. Das hat absolut nichts mit einem Radiergummi zu tun, mit dem manche von euch Meister im Wegradieren einer kaum begonnenen Zeichnung sind, sondern ist eine besondere Drucktechnik.

In eine Zinkplatte werden mit verschieden starken Nadeln, Sticheln, Schabern und anderen Werkzeugen, manchmal auch mit Sandpapier die Linien, Flecken und Flächen einer Zeichnung „eingegraben". In einem anderen Verfahren werden die Linien und Flächen mit Säure aus dem Metall herausgeätzt. Dann füllt der Grafiker die Vertiefungen der Platte mit Druckfarbe wischt die Oberfläche bis auf einen Hauch von Farbe blank, legt ein Blatt angefeuchtetes Tiefdruckpapier und ein Stück Filz darüber und dreht alles unter hohem Druck zwischen den eisernen Rollen einer Presse hindurch. Das feuchte Papier „saugt" die Farbe aus den vertieften Stellen der Platte, und die Zeichnung erscheint auf dem Papier.



Rothaarige unter schwarzem Hut, 1975

Atelierbesuch

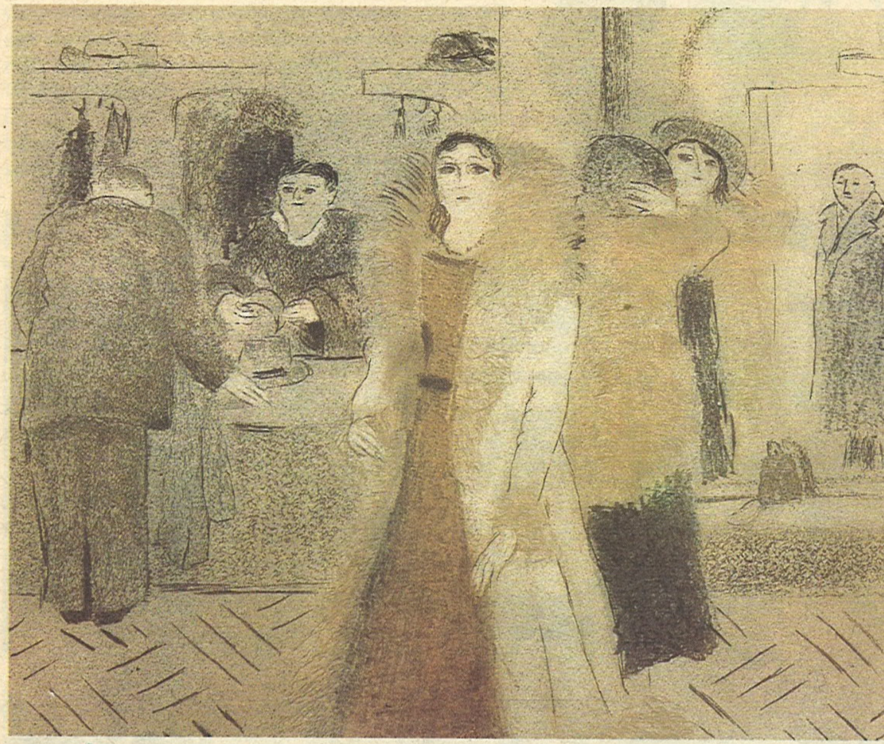
Zum Bild des Monats

Von einer Platte kann man etwa fünfzig, höchstens einhundert brauchbare Abzüge drucken. Natürlich muß man sie jedesmal wieder einfärben, Papier darauflegen, durch die Presse drehen.

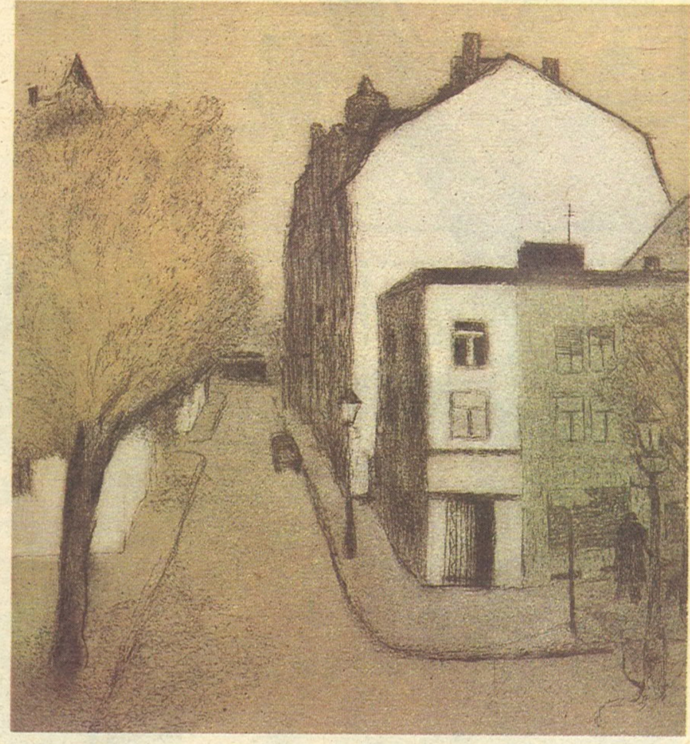
Während viele andere Meister der Radierkunst nur mit einer Farbe – meist Schwarz oder Braun – arbeiten, hat Frau Günther eine besonders kostbare Eigenart ausgebildet. Sie druckt von einer Platte mehrfarbige Radierungen. Farbig. Das heißt, nicht kunterbunt in allen möglichen Farben, die jede für sich so laut schreien wie sie können, sondern es heißt Konzentration auf ganz wenige, fein aufeinander abgestimmte Töne, die zusammenklingen wie die Instrumente eines kleinen Orchesters. Vor jedem Druck muß Herta Günther die Druckplatte mit den unterschiedlichen Farbtönen einreiben, und das gerät immer etwas anders. Deshalb ist sie jedesmal gespannt, wenn das Blatt aus der Presse kommt. Ist es gelungen? Sind die Farben auch nicht verschmiert? Sind sie vielleicht zu grell oder zu blaß? Oder vereinen sie sich zu einem neuen, unerwartet schönen Klang?
Selten muß die Künstlerin einen Fehldruck wegwerfen, denn sie arbeitet sehr sorgfältig und feinfühlig. Auf ihren Arbeitstischen liegen wunderbar sanfte, stimmungsvolle, heitere, nachdenkliche, geistreiche und humorvolle Blätter. An vielen Orten unserer Republik und in anderen Ländern werden Bilder von Herta Günther in Ausstellungen und Museen gezeigt, und viele Grafikfreunde möchten eine ihrer schönen farbigen Radierungen besitzen. Aber so viele Drucke kann die Künstlerin gar nicht herstellen. Deshalb ist jedes einzelne Blatt so wertvoll.

Dr. Martin Kloss

Fotos: Dietmar von Alberti



Theatergarderobe, 1975



Herbstliche Straße, 1975

Reiben mit einem Wattebausch entstehen →

Zu „Dräßen" passierte das um 1861. Elbflorenz war um eine Attraktion reicher. Die nannte sich vielversprechend „Vogelwiese", und sie gibt es heute noch, wenn man auch außer Bratgeflügel alle anderen gefiederten Freunde suchen muß. Die Vogelwiese hat ihre Besucher am hochsommerlichen Fučikplatz und sie wird in jedem Jahr neu erobert.
Wie zu Urvväterzeiten ist hier alles los, was nicht angebunden ist.

„... Da wird mit der Armbrust nach dem zwanzigpfündigen Vogel geschossen. Eine 36 Ellen hohe Kletterstange, mit Öl und Seife beschmiert, muß erklommen werden, um einen lebenden Hahn, einen Trommler, eine Schalmei, eine Bierkanne oder ein Knäuel Bindfaden für die staunende Menge nach unten zu holen. Wassergefüllte Wannen müssen mit Lanzen getroffen werden. In Zinnbuden der Kannegießer würfelt man um Zinnzeug. Raßlerbuden warten mit Glücksspielen aller Art auf ..."
Vogelwiese 1612:

Die höchste Vogelwiesenerhebung ist „Ossis-Kosmos-Plane". Einmalig, toll, rasant. Sechs lichte



Wo's gab alljährlich zu genießen, ein kolossales Vogelschießen...

Fotos:
Karl-Heinz Böhle
Dieter Winkler

Meter über dem bunt geschmückten Festplatz kann man mit Knopfdruck selbständig in die Luft gehen und sich einbilden, ohne fremde Hilfe gestartet zu sein, um die tiefhängendste Wolke herunterzuholen. Leichter geht es nun wirklich nicht mehr, denn weit und breit ist keine glitschige Kletterstange zu sehen. Nur Alfred Kratzschmanns beruhigendes Harmonium mahnt die pausenlos schwingende Schiffsschaukel, nicht gegen Disko-Wellen anzugehen. In diesem Kampf unterliegt jeder, der ihn aufnimmt.

„... Zahlreiche Konditoreien hatten ihre Zelte aufgeschlagen und verkauften neben Honigkuchen und Berliner Gilka als neuesten Schlager Kredit und Diskonto Windbeutel. Außerdem zählte man drei Tanzsalons, neun Bierzelte und elf Bratwurst-

interessante Schattierungen. Kratzt, schabt →

buden, zwei Zirkusunternehmen, zwei Löwenbändiger und eine Menagerie, ein Riesenschwein, ein nacktes Araberpferd und einen Seelöwen ..."
Vogelwiese 1857:

Nur halb so süß ist jede Last, wenn man sie tragen muß. Deshalb fällt ein kandierter Apfel überhaupt nicht ins Gewicht, denn den kann man im Handumdrehen verspeisen. Doch wo sind sie geblieben, die glutroten, zuckersüßen am Stiel. Die Vogelwiese bietet bunte in Hülle und Fülle, auch schwarze. Die sind durch den Kakao gezogen worden und heißen Othello. Zuckerwatte ist das süßeste Vergnügen. Weiß wie Schnee gesponnen. Hier auch im Sommer.

„... Im Mittelpunkt der Wiese standen drei Stangen mit hölzernen Vögeln, wovon der mittelste, der größte und höchste ist. Die Armbrust lag Schritte vor dem Schützen, wurde würdevoll angehoben und jeder konnte mit eigenen Augen den Bolzen verfolgen, wenn er einen der hölzernen Vögel traf ..."
Vogelwiese um 1880:

Armbrustschüsse haben Büchsenschüsse abgelöst. Blechpyramiden müssen an jeder „Wiesenecke" mit Stoffbällen abgeworfen werden. Zum höchsten Glück kommt der, der ihnen mit kräftigem gezielten Wurf zum totalen Abgang hinter das Schützenbrett verhilft. Das ist ein Meisterschuß 1880. Der Schützenkönig muß noch gefunden werden, denn nicht jeder, der mit zielsicherer Hand anlegt, trifft auch auf Anhieb. Bällen fehlt Kimme und Korn und die gespannte Aufmerksamkeit einer Armbrust.

„... Lebhaft wird es in der Menge, und die Dresdner Brut wird laut. Größer wird nun das Gedränge, jeder wehrt sich seiner Haut. Endlich höret man das Knallen und das Feuerwerk beginnt. Ach und Oh erschallen! Und man wurde beinahe blind von dem vielen Feuerlichte ..."
Vogelwiese 1891:

Gleißende Feuerwerke sind nicht mehr zu beobachten. Dafür gibt es grünes und ultra Licht für Sterls Marionetten, die einmalig und der Knüller auf dem Platz sind. Die kleinen Artisten an den unsichtbaren Fäden sterben nicht aus. Ganz im Gegenteil: sie sind wieder im Kommen. Fast wären sie auf den Rummelplätzen vergessen worden. Auf der Vogelwiese erstrahlen sie im neuen Glanz. Bis zu dreißig Vorführungen an einem Tag. Da ist ständig neu Premiere. Die Nachbargeisterbahn „Alptraum" hat mehr Mühe mit dem Gruseln, doch nicht weniger Besucher.

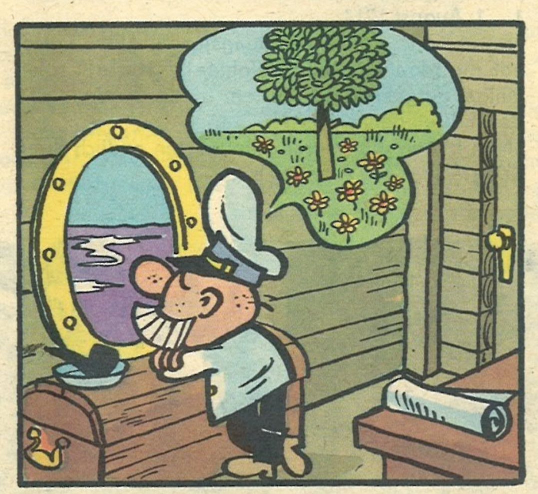
„... Ein jeder kann hier staunend sehen, die Vogelwiese im Wasser stehen. Jetzt herrscht schon wieder Trockenheit – und Riesendurst, der macht sich breit ..."
Vogelwiese 1897:

Dieser Regensommer ist schon kein Tropfen auf ihre heißen Schottersteine mehr, doch eine Vogelwiese ohne Regen ist keine. Schon seit Jahrhunderten nicht. Zum Unterschlüpfen vor der nieseligen Pracht gibt es Automatenzelte und die gleich dutzendfach vor und hinter jeder Ecke. Hier rollt das Glück, hier blinkt oder purzelt es. Nur wer es unbedingt packen will, dem dreht es garantiert den Rücken zu und zeigt die kalte Schulter. Aber man kann ja als Pechvogel noch mitreisen. Die Autoscooterbahn, auch die Flugschanze sucht Leute, die sich den fahrenden Schaustellern für länger als einen Tag anschließen wollen. Ist das Glück auch launisch. Die Vogelwiese das sind: Buden, Possen, Büchsenschüsse, Luftiges und Lustiges damals wie heute.

Ralf Kegel

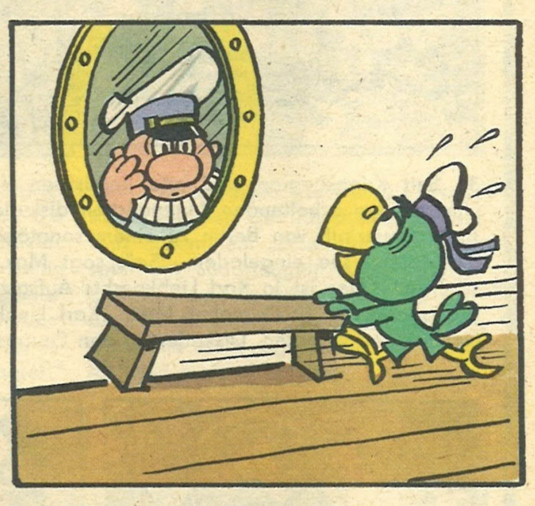


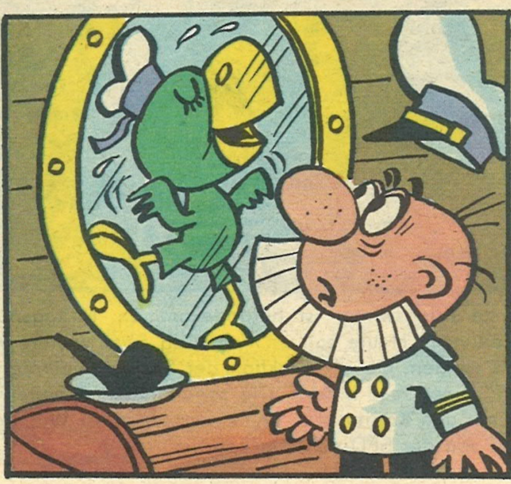














Fortsetzung folgt

und reibt ein Bild, mit dem ihr Einladungen →

DAS ROTE HERZ

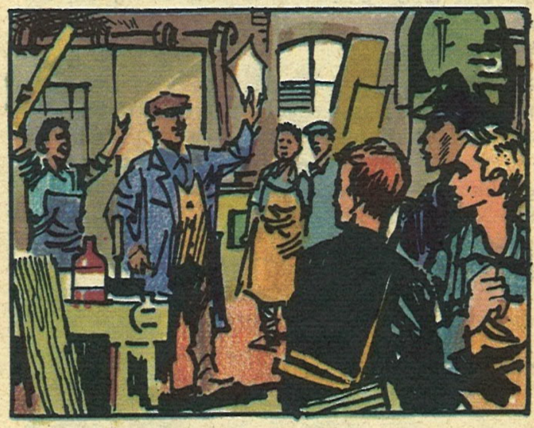
TEIL IV

Krieg dem Kriege

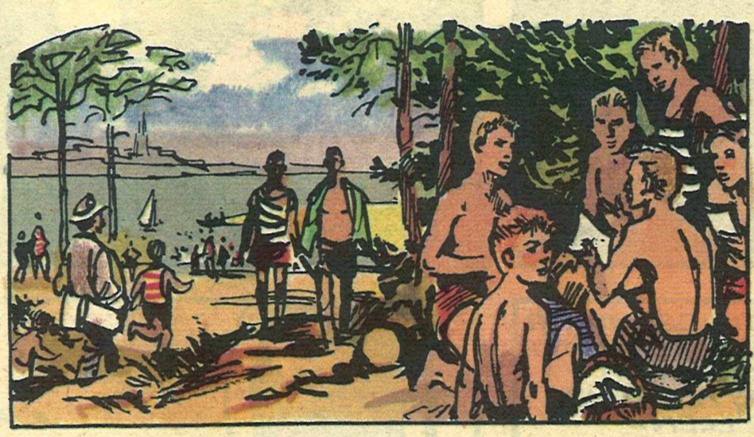
Text: Jürgen Polzin
Zeichnungen: Günter Hain



1. 1. August 1914.
„Extrablatt!" ruft ein Zeitungsjunge. „Der Kaiser hat die Mobilmachung befohlen!" „Hurra!" rufen einige gutgekleidete Herren, „jetzt werden wir's den Erbfeinden zeigen!"
„Nun haben die Herren Kapitalisten endlich ihren Krieg!" sagt ein Arbeiter bitter.



2. Robert sagt verächtlich: „Einige können den Heldentod gar nicht erwarten!" Max nickt ernst: „Sie werden für die gleichen Ausbeuter ihre Haut zu Markte tragen." Helmut meint: „Die Mehrheit der Arbeiterjugend ist gegen den imperialistischen Krieg. Das Vaterland der Ausbeuter ist nicht unser Vaterland!"



3. Seit Kriegsbeginn sind alle politischen Versammlungen verboten. Um mit den arbeitenden Jugendlichen diskutieren zu können, hat der Jugendausschuß von Berlin zu einem sonntäglichen Massenausflug an den Müggelsee eingeladen. „So", sagt Max, „hier sind einige Broschüren." „Das ist ja Karl Liebknechts Aufsatz gegen den Krieg!" ruft Bruno erfreut. „Pst!" mahnt Max, „Karl Liebknechts Schriften sind in Deutschland verboten. Diskutiert in den Gruppen über den Aufsatz."



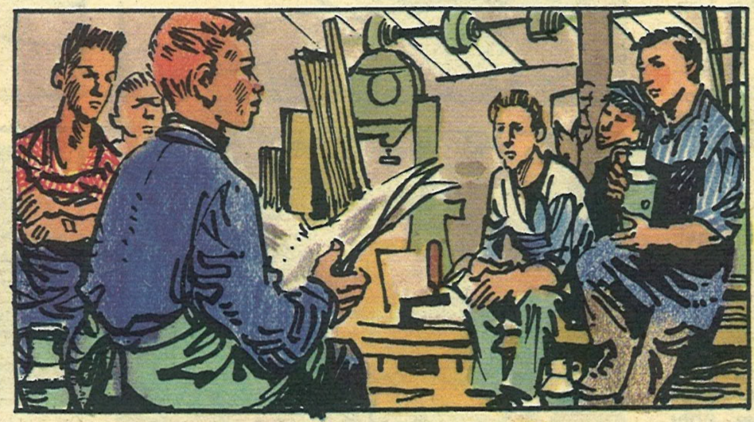
4. Am Nachmittag treffen sich die Freunde bei Robert. „Das war eine gute Diskussion!" berichten sie. „Karl Liebknechts Aufsatz hat manchem die Augen geöffnet!" „Vorsicht! Eine Kreuzotter!" ruft plötzlich einer. Robert lächelt. „Ist doch bloß eine Ringelnatter!"



5. Max mahnt: „Jetzt müssen wir die Broschüren gut nach Hause bringen! Die Polizeispitzel schnüffeln hier herum!" „Obacht!" unterbricht ihn Robert, „ich glaube, da kommt schon einer!" Max sagt leise: „Dem sieht man den Geheimpolizisten auf fünfzig Meter an!"



6. „Was ist denn da im Korb?" fragt der ‚Spaziergänger'. „Eine Kreuzotter", antwortet Robert. „Wollen Sie das Tierchen mal sehen?" „Das ist ja wirklich eine Schlange!" stottert der ‚Spaziergänger' und verschwindet.



7. Der erste Kriegswinter ist herangekommen. Mittagspause. Robert liest die Zeitung: „Heute soll im Reichstag über weitere Kriegskredite abgestimmt werden. Ob die Fraktion der Sozialdemokraten wieder dafür stimmt?" Einer sagt bitter: „Die sogenannten Arbeitervertreter machen doch mit den Kapitalisten gemeinsame Sache! Wie viele Arbeiterjungen sind von der SPD-Führung enttäuscht."



8. Atemlos kommt Helmut in die Fabrikhalle gestürmt. „Karl Liebknecht hat im Reichstag gegen neue Kriegskredite gestimmt! Als einziger von 110 SPD-Abgeordneten hat er den Kriegstreibern eine Abfuhr erteilt. Dazu gehört Mut!"

oder Glückwunschkarten gestaltet. Macht →



9. An einem Märztag des Jahres 1915 läßt der Lehrmeister die Lehrlinge antreten. „Mal herhörn!" ruft der Lehrmeister. „Erlaß des Reichskriegsministers: Alle Jugendlichen von 16 Jahren an soll'n sich in der Jugendwehr auf den Kriegsdienst für Kaiser und Reich vorbereiten!"
„Ehem", räuspert sich der Fabrikbesitzer, „unsere Firma erwartet, daß alle Lehrlinge dieser vaterländischen Pflicht nachkommen! Damit keine Arbeitszeit verlorengeht, fällt dafür der Fortbildungsunterricht weg. Die Front braucht unsere Munitionskisten!"



10. „Das ist ein Ding!" sagt Max abends. „Morgen soll schon die erste Ausbildung sein. Was tun wir nur?" „Die Zentralstelle für die arbeitende Jugend schweigt sich aus", ergänzt Robert, „und auch die Gewerkschaft äußert sich nicht." „Also müssen wir selbst entscheiden", nickt Max. „Einfach nicht hingehen, wäre verkehrt. Im Gegenteil! Hingehen und gegen die Jugendwehr Stimmung machen müssen wir!" Alle stimmen zu.
„Und du kommst mit, Nat", sagt Robert zur Ringelnatter, „sollst auch wieder mal echte Waldluft schnuppern!"



11. „Keine Müdigkeit, ihr Schlappschwänze!" bellt der Unteroffizier, „in einer Stunde muß der Schützengraben fertig sein, sonst lernt ihr mich kennen. Aus euch mache ich noch ordentliche Menschen!" „Gibt an, der alte Rekrutenschinder", schimpft Robert, „aber noch sind wir freiwillig hier!" „Jawohl", unterstützen ihn andere, „von früh an Parademarsch klopfen, wie ein Wurm auf dem Bauch herumkrauchen und nun noch Gräben buddeln. Es reicht bald!"



12. „Bitte um die Lagemeldung: Ausbildungsergebnisse, Stimmung der Truppe!" befiehlt der leitende Offizier. Was er zu hören bekommt, ist wenig erfreulich. Die anfängliche Begeisterung ist bald erstickt. „War von dem schlappen Haufen nicht anders zu erwarten. Machen ein Manöverspiel!"



13. „Die meisten haben die Nase schon voll von der Jugendwehr", faßt Max zusammen. „Aber das Manöverspiel mit Leuchtkugeln, Übungshandgranaten und so könnte manche wieder umstimmen." „Dagegen müssen wir etwas tun", sagt Robert. „Paß auf, ich weiß auch schon was."



14. „Das Manöverspiel wird die faule Bande wieder in Schwung bringen", mutmaßt der Offizier. Er stutzt: „Was ist los?" „Melde gehorsamst", ruft Max laut, „der hier ist von einer Kreuzotter gebissen worden!" Der Offizier schreit: „Ab mit dem Verwundeten ins nächste Krankenhaus!" Er befiehlt: „Schießen Sie das Sammelsignal!"



15. „War ein kurzes Manöverspiel, was?" lacht Robert Max zu. Plötzlich brüllt der Unteroffizier: „Ein Lied! Aber reißt das Maul auf!" – „Durchgeben – unser Lieblingslied!" flüstert Robert. „Drei, vier!" – „Wacht auf, Verdammte dieser Erde!" „Aufhören!" schreien die Unteroffiziere.



16. Konferenz der proletarischen Jugendorganisationen Deutschlands in Berlin. Es geht um die Jugendwehr. Die Delegierten beschließen, daß die Arbeiterjugend die Teilnahme ablehnt.

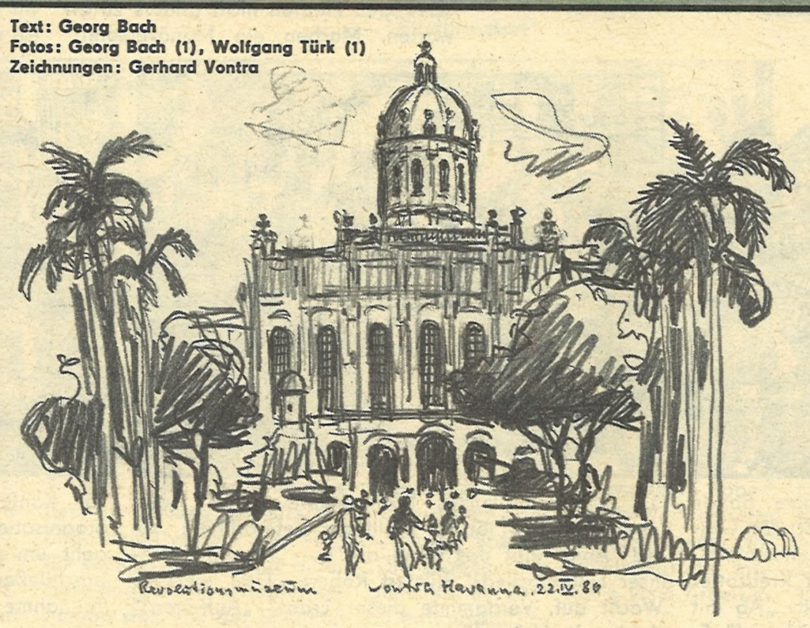
(Fortsetzung folgt)

anderen oder euch selbst eine Freude.

Pioniere für den Kommunismus...

Text: Georg Bach
Fotos: Georg Bach (1), Wolfgang Türk (1)
Zeichnungen: Gerhard Vontra





Den kleinen Moncadista, den ihr auf dem Foto (links) sehen könnt, habe ich in einem Pionierlager in der Nähe der kubanischen Hauptstadt fotografiert. Ich durfte ihn nicht stören, nicht ansprechen, um ihn zu fragen, wie er heißt, was seine Eltern machen, womit er sich in der Pionierorganisation beschäftigt, denn er stand gerade Ehrenwache. In welche Klasse er geht, wäre auch ohne Fragen herauszukriegen gewesen. Denn ebenso wie an der Pionierkleidung zu erkennen ist, ob einer noch Moncadista ist oder nicht, kann man am Ärmelabzeichen sehen, in welche Klasse er geht. Die kubanische Pionierkleidung ist für den, der sich auskennt, in dieser Beziehung wie ein offenes Buch.
Aber wahrscheinlich werdet ihr gleich am Anfang über einen unbekannten

Begriff gestolpert sein: Moncadista. Ich werde ihn euch erklären, aber dazu muß ich etwas ausholen. Also: Eine Pionierorganisation gibt es in Kuba seit dem 4. April 1961. Sie heißt „Unión de Pioneros de Cuba“, abgekürzt UPC. Ins Deutsche übersetzt heißt das: Vereinigung der Pioniere Kubas. Mit dem 3. Kongreß des Kommunistischen Jugendverbandes, von dem die UPC geführt wird – dieser Kongreß war Anfang 1977 – wurden einige Veränderungen in der Struktur der UPC beschlossen. Unter anderem wurden zwei Stufen der Mitgliedschaft, ähnlich unserer Einteilung in Jung- und Thälmannpioniere, eingeführt. Grundsätze und Ziele sind in beiden Phasen gleich: Die Pionierorganisation ist die erste Schule der kommunistischen Erziehung für die jüngste Generation, heißt es in dem Dokument über die UPC, das dem erwähnten Kongreß des Jugendverbandes zum Beschluß vorlag. Die allgemeinen Ziele wurden dort in 16 Punkten zusammengefaßt. Ihr erster ist: Erziehung zu den moralischen Qualitäten des Menschen der kommunistischen Gesellschaft, Heranbildung von Kämpfern, die der Sache der Partei treu sind, die die neue Gesellschaft aufbauen, die fleißig sind, gebildet, gesund, fröhlich, kühn, ohne Furcht vor Schwierigkeiten. Weitere Punkte: Erziehung zur Liebe zum Vaterland, zum Lernen, zur Arbeiterklasse, zur Arbeit, Erziehung zur Solidarität mit den Völkern der Welt.

Unseren Jungpionieren entsprechen etwa die – und nun kommen wir zu dem Begriff – Moncadistas. Die Moncada war eine Kaserne der Truppen des Diktators Batista, der bis zum Sieg der Revolution die karibische Insel beherrschte. Diese Kaserne wurde von den Revolutionären um Fidel Castro 1953 angegriffen. Der Kampf ging verloren, aber der Sturm auf die Moncada war das erste Zeichen der kommenden Revolution, und Moncada steht im heutigen Kuba für etwas, das überwunden werden muß. So erklärt sich der Name: Die Moncadistas streben einerseits danach, zu werden wie die Helden der Moncada und haben auf der anderen Seite dabei ständig kleinere, manchmal viel kleinere „Moncadas“ zu überwinden. Ihr Pioniergruß ist: Moncadistas – immer bereit! Sie tragen blaue Halstücher und rote Barette, auf dem rechten Arm das Abzeichen der Moncadistas, ein rotes, auf der Spitze stehendes Dreieck mit einem weißen Stern und darüber auf schwarzem Grund das Wort „Moncadistas“. Auf dem linken Arm, und da eben hätte ich genauer hinsehen müssen, tragen sie einen weißen Stern auf farbigem Grund. Die Farbe gibt Auskunft, in welche Klasse der Moncadista geht.

Pioniere, die in die 5. bis 9. Klasse gehen, sind José-Martí-Pioniere. José Martí ist der Nationalheld Kubas. Er war Dichter, Politiker, Soldat. Der Gruß der José-Martí-Pioniere ist: Pioniere für den Kommunismus – wir werden sein wie Che. Che – das ist Ernesto Che Guevara, für die Kubaner das Beispiel eines Kommunisten – selbstlos, tapfer, immer mehr an andere als an sich denkend. Che nahm an den Kämpfen der kubanischen Revolution teil, war nach dem Sieg Minister in Kuba, ging nach Bolivien und wurde dort erschossen, nachdem er im Kampf verwundet und gefangengenommen worden war.

Die José-Martí-Pioniere tragen wie unsere Thälmannpioniere das rote Halstuch. Dazu gehört in der fünften und sechsten Klasse ein rotes, in der siebten, achten und neunten Klasse ein blaues Barett.

Die José-Martí-Pioniere bereiten sich auf ihren Eintritt in den Kommunistischen Jugendverband vor. Wenn sie in der 9. Klasse sind und meinen, daß sie all ihre Aufgaben gelöst haben, können sie ihre Pionierfreundschaft bitten, ihre Aufnahme in den Jugendverband zu empfehlen. Die Grundeinheit des Jugendverbandes prüft dann diese Empfehlung, und wenn sie den José-Martí-Pionier für würdig hält, Mitglied der Vereinigung der Jungen Kommunisten zu werden, nimmt sie ihn auf.

Was meint ihr: Ob unser kleiner Moncadista auf dem Foto einmal zu diesen Besten gehören wird?



JOSÉ MARTÍ

„Täglich bin ich in Gefahr, mein Leben zu lassen; ich gebe es für mein Land hin und erfülle meine Pflicht, denn so begreife ich sie, und ich habe den Mut, sie zu erfüllen – durch die Unabhängigkeit Kubas zu verhindern, daß sich die USA über die Antillen ausbreiten und mit dieser so vermehrten Macht in die Länder unseres Amerikas einfallen. Was ich bisher tat und noch tun werde, tat ich in diesem Sinne.“

(Aus „José Martí, mit Feder und Machete“, Rütten und Loening, Berlin 1974)

28. JANUAR 1853

**● José Martí wird als Sohn eines unbemittelten spanischen Einwanderers geboren.
● In São Paulo erhält er bei dem kubanischen Pädagogen und Dichter Rafael Maria de Mendive eine patriotische Erziehung.**

1870

● Dem 17jährigen wird der erste Prozeß wegen „aufrührerischer“ Reden und Gedichte gemacht. Urteil: 6 Jahre Zwangsarbeit in Ketten in einem Steinbruch bei Havanna.

1871–1874

● Martí lebt in Spanien. Er studiert in Madrid und Saragossa Philosophie, Literatur und Jura. Er verfaßt eine Anklageschrift gegen die politische Strafjustiz in Kuba „Das politische Gefängnis in Cuba“.

1874–1881

**● Martí lebt in Mexiko, Guatemala und Venezuela. Er wird als brillanter Journalist und erfolgreicher Bühnenautor bekannt.
In Guatemala schätzt man ihn als Hochschullehrer.**

1877

**● Er heiratet eine schöne und reiche Kubanerin.
● Unter falschem Namen kehrt José Martí nach Kuba zurück und läßt sich als Jurist nieder. Wegen konspirativer Tätigkeit wird er verhaftet und nach Spanien verbannt.**

1881

**● Martí arbeitet als Journalist, Korrespondent und Reporter für über zwanzig Zeitungen in New York. In dieser Zeit entwickelt er sich zu einem heftigen Gegner des Kapitalismus.
Ende der neunziger Jahre wird Martí zum Berufsrevolutionär. Er sammelt Waffen und Geld für einen geplanten Aufstand auf Kuba. Drei mit Waffen beladene Schiffe werden von den USA beschlagnahmt.**

25. MÄRZ 1895

**● Gemeinsam mit General Gómez unterzeichnet Martí das „Manifest von Montecristi“, das Program der Revolution.
● Martí gelingt es endlich, unter großen Schwierigkeiten, sich nach Kuba einzuschiffen.**

15. MAI 1895

● Martí wird zum Generalmajor ernannt. Die Bauern nennen ihn respektvoll „presidente“. Zwischen ihm und General Gómez kommt es zu wiederholten Meinungsverschiedenheiten über die führende Kraft in diesem Unabhängigkeitskrieg. Martí will auf keinen Fall eine Militärdiktatur.

19. MAI 1895

**● Gómez befiehlt zum Angriff. Martí eilt zu den Waffen und stürmt nach vorn. Sein Pferd kommt ohne ihn zurück.
Der Revolutionär und Kämpfer José Martí ist für die Freiheit Kubas gefallen.**



„Ein fleißiger Traktorist", Silvio Jäckel, 11. Oberschule Schwedt, Preisträger der VII. Galerie der Freundschaft

Ich spiele auf meiner Flöte

Ich spiele auf meiner Flöte.
Wie wunderschön das klingt!
Es lauschen alle Vöglein,
und meine Mutti singt.

Da kommen meine Freunde
zum Gartentor herein.
Sie hören zu ein Weilchen,
dann stimmen sie mit ein.

Wie lustig war der Abend!
Es sang der kleine Chor
am Tag darauf der Klasse
die schönen Lieder vor.

Herr Eckstein, unser Lehrer,
der hat uns sehr gelobt,
weil wir allein mit Mutti
so ein Programm geprobt.

Für Omas und für Opas
im Feierabendheim,
mit Flötenspiel und Liedern,
mit viel Humor und Reim.

Uta Töpler, aus dem Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

Ich frage

„Ich liebe den Frieden", sage ich zu meiner Mutti.
„Ich liebe den Frieden", sage ich zu meinem Bruder.
„Was tut ihr Kinder dafür?" fragen sie.
„Was tut ihr dafür?" frage ich.
„Wir lernen", sage ich.
„Wir arbeiten", sagen sie.
„Ist das genug?" fragen die Kinder der Welt.

Beate Gutow, aus dem Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

Mein Weg

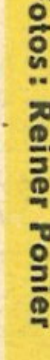
Ich gehe auf einer Straße,
die wird nächstes Jahr erst gebaut.
Dort stehen dann bunte Häuser.
Ich hab schon hineingeschaut.

Ich singe die neuen Lieder,
die morgen in uns entstehen.
Ich fliege hoch zu den Wolken,
um die Erde besser zu sehn.

Reiner Putzger



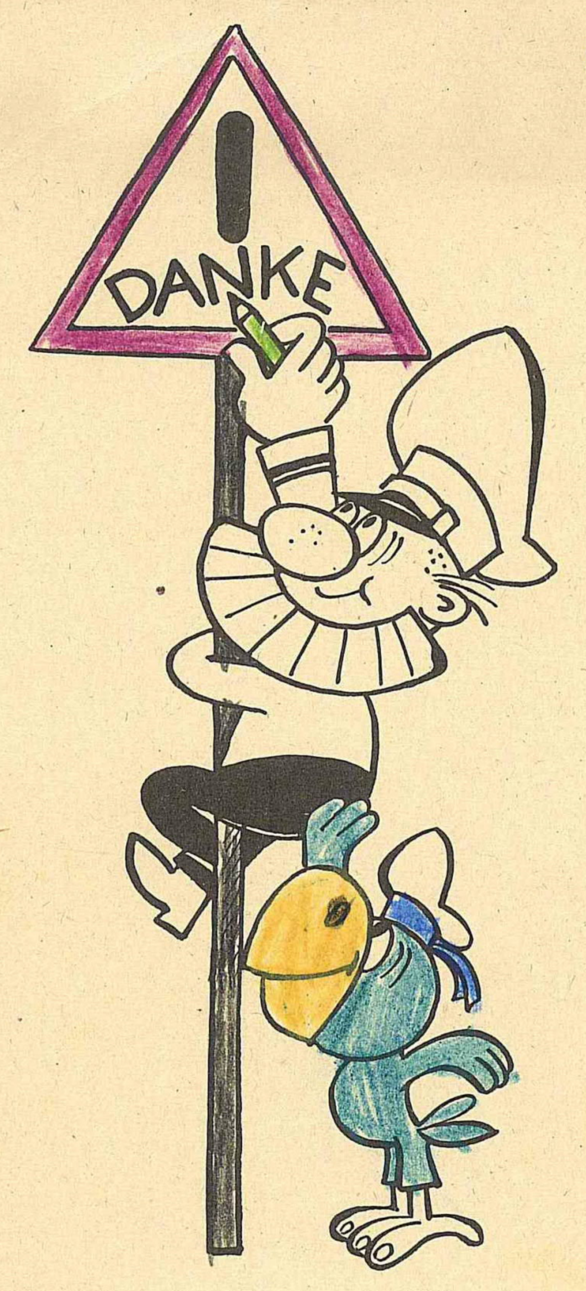
„Ein schöner Sommertag am See" Katrin Sass, 2. Oberschule Friedland, VII. Galerie der Freundschaft



Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Gestalter: Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.



Herta Günther (geb. 1934), DDR, „Mandelzweig“, 1976, Farbradierung



GRUSS und KUSS

mit Käpt'n Lütt
für gute Bekannte!
Postkarte genügt nicht!
Dankeschön und Glückwünsche mit Vorsätzen
für das richtige
Verhalten im
Straßenverkehr
auf jede Karte setzen!
Beweise mal, daß aller
guten Wünsche mindestens
zwei sind.
Denn doppelt hält besser
bei der „Frösi"-
Neujahrsfahrt-
Glückwunsch-
Zentrale!

Zeichnungen: Horst Alisch

1984

An wen, wohin?

„Frösi" gibt dir hier drei Neujahrspostkarten zum Ausmalen in die Hand. Es sind drei Startkarten zur großen Fahrt mit Käpt'n Lütt und Koko in das Jahr 1984. Zwei Postkarten sind als Dankeschön zum Jahreswechsel Genossen der Verkehrspolizei oder einem Abschnittsbevollmächtigten oder einem Schutzpolizisten oder einem Schülerlotsen oder dem Leiter der AG „Junge Verkehrshelfer" aus dem Patenbetrieb oder, oder, oder . . . zu überreichen.
Schreibe auf jede Karte einen Glückwunsch zum neuen Jahr und deine Vorsätze für bewußtes, vorbildliches Verhalten im Straßenverkehr. Sage allen Dankeschön, die dir helfen, daß du dich sicher im Straßenverkehr bewegen kannst. Beweise, daß du bereit bist, auch den Jungpionieren zu helfen, sich richtig im Straßenverkehr zu verhalten.
Hilf dir und anderen, immer gesund zu bleiben.

Wer Danke sagt, gewinnt!

Die dritte Postkarte mit dem Aufdruck schicke an „Frösi"! Schreibe Käpt'n Lütt, wem du Dankeschön sagtest und welche Vorsätze für das Verhalten im Straßenverkehr du gefaßt hast.
Einsendeschluß: 2. Februar 1984. Kennwort: Neujahrsfahrt!

Hand aufs Herz!

Denke nicht, Papier ist geduldig! Überlege, wie du dein Verhalten im Straßenverkehr verbessern kannst.
Stelle dir folgende Fragen:
Bist du immer ganz rechts gefahren? Hast du stets rechtzeitig und deutlich angezeigt, daß du mit deinem Fahrrad links abbiegen willst? Bist du außerhalb von Ortschaften immer links gegangen? Hast du nie hastig eine Straße überquert, dich immer überzeugt, ob kein Fahrzeug kommt, oder gar auf der Fahrbahn Ball gespielt? Bist du in der Stadt immer bei Grün der Ampel über die Straße gegangen?
Bist du nie vor oder hinter haltenden Fahrzeugen plötzlich auf die Fahrbahn geeilt? Hast du immer aufmerksam das Verkehrsgeschehen beobachtet und allen Benutzern der Hauptstraße die Vorfahrt gewährt?

✂- -

Absender: ____________________

Alter: ____________________

1984

Danke!

Preise:

1. **Preis für Kollektiveinsendungen von Schulhorten und Pioniergruppen:**

15 Kollektive werden Gast der Genossen der Verkehrspolizei in den Bezirkshauptstädten sein.
Alle Kollektive erhalten Aufkleber von Käpt'n Lütt und seinem Freund Koko!

1. **Preis für Einzeleinsendungen:**

1 Sportfahrrad

2. **Preis:**

500 Tragetaschen mit Käpt'n Lütt und Koko

3. **Preis:**

500 Aufkleber von Käpt'n Lütt und Koko

1984

Absender:

Alter:

Redaktion „Frösi"

1056 BERLIN

PSF 37

Kennwort:

Hast du immer den Gehweg benutzt? Bist du nie neben deinem Freund zu zweit oder gar zu dritt mit dem Fahrrad auf der Straße gefahren? Bist du nie gleichgültig an Jungpionieren oder Vorschulkindern, die an der Straße spielten, vorbeigegangen?
Lege die Hand aufs Herz und sage die Wahrheit. Nimm dir also nichts Allgemeines vor, sondern halte auf deinen Karten fest, daß du gerade das, was du im Straßenverkehr bisher unüberlegt getan hast, nicht mehr tun wirst!
Werde konkret! Darüber werden sich die Genossen der Volkspolizei, die Verkehrshelfer und alle Beglückwünschten am meisten freuen! Und „Frösi" natürlich mit! Wer sich bemüht, Fehler zu erkennen, ist auf dem besten Wege, diese nicht zu wiederholen!

Absender:

Alter:

